

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

DEZEMBER · NR. 80 · 1.12.2018 – 4.1.2019 · www.muenchner-feuilleton.de

Mut zum Update

Mehr offensives Agendasetting für Zukunftsthemen: Diana Kinnert, 27 Jahre alt, Unternehmerin mit Migrationshintergrund und CDU-Mitglied, fordert eine längst überfällige Reform der Staatsstrukturen.

DIANA KINNERT

Der Mensch von heute ist stetigen Umgebungswechseln unterworfen. Die gelebte Wirklichkeit ist tausendgeteilt. Simultan bewegen wir uns durch das Schützenfest in der Heimat, die Investitionsüberlegungen in Kryptowährungen, das hedonistische Lebensgefühl des Urbanen, die Bilder von gestrandeten Rettungswesten an den Mittelmeerküsten, das Fauchen angstgetriebener neuer Populismusallianzen. Durch jedes Fenster in die Welt hinaus sehen wir permanent anderes. Digitalität ermöglicht Ländergrenzüberschreitung und Zeitkontextlösung in der Kürze eines Fingertipps. Der Verlust bekannter äußerer Zugehörigkeitsmerkmale wie das Eigentum von Immobilie oder Sportwagen führt zur Politisierung und Moralisierung von Geisteshaltung und Lebensführung – mit erschreckenden Auswirkungen auf die demokratische Kultur. Michel Houellebecqs »Ausweitung der Kampfzone« ist Realität geworden. Vor allem eine Frage drängt sich auf: Wie umzäune ich innerhalb dieser einen einzigen, nicht aufzuhaltenden und kontinuierlichen Bewegung das eigene Ich?

Der stetige Modus von Veränderung und Anpassung fordert uns über unsere Grenzen hinaus. Und mit uns lässt er gewachsene Strukturen, erlernte Kulturgruppen und ganze politische wie wirtschaftliche Systeme kollabieren.

Eine Welt, die kontinuierlich im Umbruch ist, die sich durch Unübersichtlichkeit, rasante Geschwindigkeit und Ambivalenz auszeichnet, verlangt natürlicherweise die Mitbewegung aller in ihr aktiven Subjekte. Wer nationaler Souveränität politisch gerecht werden will, kann sich im Falle der Flüchtlingseinreise an der Passauer Grenze nicht darauf verlassen, dass entweder ein Seehofer hineinwinkt oder ein Kurz zurücknimmt. Nationale Souveränität klappt nunmehr ausschließlich im globalen Kontext. Dieses Beispiel macht deutlich: Die Gestaltungsmacht von heute unterliegt immerzu neuen Spielregeln. Die Halbwertszeit durchschlagender politischer Programmatik schrumpft in sich zusammen. Pragmatismus und Flexibilität sind darum die Erfolgsschlüssel von Gegenwart und Zukunft. Dies widerspricht nicht nur ideologischem Dogmatismus im Allgemeinen und dem Festhalten an der Zwangsläufigkeit von Links und Rechts als einziger politischer Konfliktlinie, sondern treibt unsere überreifen Industrien unter Transformationszugzwang und das befreite Individuum im Individualismus unter die Qual der Wahl.

Doch der Umgang mit Offenheit, Bewegung und Freiheit will gelernt sein. Wir Ungeübten reagieren mit einem Schwall an Symmetrie und Angleichung und einer Sehnsucht

nach Homogenität und Glätte. Weil uns einzig Eindeutigkeit erleichtert, laufen wir Gefahr, ideologischen Reduktionen und rauschhafter Folklore zu erliegen. Ob es die Kreuze in bayerischen Amtsstuben oder der Burkini im Schwimmunterricht ist: überall Phantomdebatten, Nebenschauplätze, Kompensationen.

Welche Debatten möglich wären, lenkte man den Blick fernab des Nebenschauplatzes wieder zurück auf den Hauptschauplatz? Es würde uns traurig machen zu wissen, dass wir Debatten über die Auswirkungen des demografischen Wandels, die Abgeschlossenheit und Einsamkeit in der zweiten Lebenshälfte, eine Pflegepolitik, die auf Nähe statt Betreuung setzt, zu lange verschlafen haben. Wir ergingen uns in Vorwürfen, nicht über eine grundlegende Reform von Schulsystem und Lehrerberuf nachgedacht zu haben, die Natursensibilität, Kulturkundigkeit und Technologietauglichkeit in den Fokus gerückt hätte. Wir schämten uns, in erlahmten Staatsapparaten all die Gestaltungsfähigkeit verloren zu haben, auf die andere Länder längst mit Veränderungen in Ministerialstrukturen, Parteiengesetzen und Beamtenwesen reagiert haben. Und wir ernteten den Frust und die Abkehr all jener, die unter unserer Ignoranz Themen gegenüber, die auf einen unkoordinierten Industriewandel ohne technologiever-

sierte Gesetze und Geschäftsmodelle zurückzuführen sind, arbeitslos geworden waren, ohne auf eine fertige Befähigungspolitik in Ausbildung und Fortbildung zu stoßen.

Ein Rezept zur Immunisierung? Die Zuversicht, mit unverrückbarem Wertekorsett, wachem Geist und gesunder Skepsis, reform- und damit überlebensfähig zu sein. In jener idealen Souveränität steckt gleichsam die Absage an einen linken Geist von Staatsgläubigkeit und Moralismus und an einen rechten von Verbarrikadierung und Kulturfolklore. Das erwachsene Ertragen von Asymmetrie, die Erlaubnis zu Verschiedenheit, der Umgang mit Ambivalenz sind gelebter Pluralismus, eine bürgerliche Liberalität, die aufgeklärte Haltung der Postmoderne – und vielleicht auch: ein moderner Konservatismus. Wir dürfen gespannt sein, welche Haltung in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft als Sieger der Postmoderne hervorgeht. Ich mutmaße: Es wird von links wie rechts keine sein, die sich anmaßt, Dramaturg der Weltgeschichte zu sein, sich fürchtend jedweder Veränderung der Umgebung entgegenstellt, und damit an der Wirklichkeit vorbeihandelt. Es wird ebenfalls keine sein, die sich reflex- und rauschhaft in inszenierte Kompensationen hineinsteigert, auch nicht in die Feindbilder von Kosmopolitismus oder Kapitalismus. ||

Grafik: Jürgen Katzenberger

IMPRESSUM SEITE 14



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

BÜHNE SEITE 2-6

Jede Menge Spaß: Der Dezember bringt Nouveau Cirque und Kindertheater. Die Kammerspiele fragen nach Gott, während das Kabarett den ewigen Stenz feiert.

TANZ 7-8

Die Künstler der Zukunft: Die Ballettakademie und die Heinz-Bosl-Stiftung feiern 40-jähriges Jubiläum. Ivan Liška gibt Einblick in die vernetzte Arbeit für den Ballett-Nachwuchs.

DISKURS SEITE 9

Die Relevanz von Geschichten Was Frauen bewegt und wofür sie sich einsetzen: Mit einem Buch und einer Ausstellung soll das internationale Projekt »200 Frauen« unseren Blick auf die Welt verändern.

LITERATUR SEITE 10-15

Untern Baum! Viele Empfehlungen für glückliche Lesestunden und nachhaltige Horizonterweiterung.

BILDENDE KUNST SEITE 17-20

Traumartige Visionen Das Lenbachhaus präsentiert den faszinierend-verstörenden Zeichner Alfred Kubin – den Sonderfall unter den Künstlern des »Blauen Reiter«.

MUSIK SEITE 22-25

Herrlich heftig Konstantin Weckers neues Album ist eine Notwendigkeit, und Staatsoper und Theaterakademie zeigen »So machen's alle«.

Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

Die Aussies kommen!

Der legendäre Circus Oz präsentiert seine neue Show »Model Citizens« bei Tollwood.

PETRA HALLMAYER

Er ist älter als der Cirque du Soleil und gehört neben diesem zu den wichtigsten Wegbereitern für den weltweiten Siegeszug des Nouveau Cirque. Als der 1978 gegründete Circus Oz vor 24 Jahren erstmals beim Winter-Tollwood gastierte, erntete er Jubelstürme. Er habe sich Hals über Kopf in die Australier verliebt, bekannte der SZ-Kritiker, und der Rezensent der AZ schwärmte: »Ich habe die Zukunft des Zirkus gesehen!«

Inzwischen sind die Zuschauer mit fantastischen akrobatischen Inszenierungen verwöhnt, doch wenn man den Kritiken des Jubiläumsprogramms zum vierzigjährigen Bestehen des Circus Oz glauben kann, dann dürfte auch diesmal die Begeisterung groß sein.

Die neue Show, die heuer beim Tollwood-Festival Deutschlandpremiere feiert, will unsere Wahrnehmung der Normalität verrücken. »Model Citizens« verwandelt überdimensional vergrößerte Alltagsgegenstände wie Scheren und Dampfbügel-eisen in Turn- und Spielgeräte und verknüpft atemberaubende Akrobatik mit Einsprengeln satirischer Gesellschaftskritik. Die Gäste aus Down Under klettern auf eine Menschenköpfe überragende Sicherheitsnadel oder eine gigantische Waage, machen einen Handstand und einen Rückwärtssalto auf der Spitze einer Wäscheklammer. Sie errichten einen Turm aus Kreditkarten, den einer von ihnen erklimmt, ehe das fragile Gebilde zusammenstürzt – ein gewitzter Kommentar zu der Illusion des grenzenlosen Geldflusses und zum Wirtschaften auf Pump. Ein armer Schlucker soll in Zwangsjacke beim Barbecue geröstet werden, weil er seine Rechnungen nicht bezahlt hat. Eine in einem riesigen Martiniglas liegende Frau jongliert mit ihren Füßen Cocktailschirmchen.

Entstanden ist der Circus Oz aus dem Geist der Theater- und Performanceszene der 1960er und frühen 1970er Jahre und einem romantisch besetzten Zirkusbegriff. Die Hinwendung der Künstler zum Zirkus entsprang nicht nur der Suche nach neuen rockigen Spielarten des physischen Theaters, sondern auch der Sehnsucht nach alternativen Lebens- und Arbeitsformen, nach kollektiven Besitzverhältnissen und gleichberechtigten statt hierarchischen Strukturen.

Keines der ursprünglichen fünf Gründungsmitglieder kam vom klassischen Zirkus. Um artistisches Spitzenniveau zu erreichen, war ein harter Lernprozess nötig. Acht Monate lang trainierte die Compagnie aus Melbourne gemeinsam mit der

chinesischen Nanjing Acrobatic Troupe, deren Techniken sie auf ihre ganz eigene Weise abwandelte. Eines der Markenzeichen des Circus Oz ist die Selbstironie und Komik. Mit dem rasch wachsenden Erfolg, der zu Gastspielen auf fünf Kontinenten führte, hat sich vieles verändert. Aus der Gruppe von Träumern ist längst ein international agierendes Unternehmen geworden. Trotz allem aber, betonen die Australier immer wieder, seien sie ihrer ursprünglichen Philosophie treu geblieben, zu der neben dem Verzicht auf Tiernummern ihr vielfältiges soziales Engagement gehört, etwa durch die Unterstützung von Aborigines und Obdachlosen, durch Hilfsprogramme für Migranten und Workshops in Jugendstrafanstalten.

Der neue künstlerische Direktor des Circus Oz, Robert Tannion, der sechs Jahre lang beim DV8 Physical Theatre in London arbeitete und mit Klaus Obermaier in der Tanz-Medien-Performance »Apparition« einen visuellen Rausch entfesselte, versteht seine Debütshow nicht zuletzt als Auseinandersetzung mit der australischen Identität und Plädoyer für Individualität und Diversität wider den genormten Modellbürger. Auch die Livemusik in »Model Citizen« ist von bissigen Kommentaren zu den sozialen Verhältnissen durchzogen, wie die Grillhymne »Worship my Weber« und das gesungene Bekenntnis »I love diversity ... just not in my backyard«. Vor allem aber verspricht Tannion mit der zweistündigen Show, zu der in bester Tollwood-Tra-



Die Modellbürger des Circus Oz tummeln sich in einer Welt aus überdimensionalen Dingen | © Rob Blackburn

dition auf Wunsch ein mehrgängiges Menü serviert wird, natürlich gute Unterhaltung zu bieten, ein originelles zirkus-sches Gesamtkunstwerk zum Lachen und Staunen. ||

MODEL CITIZENS

Tollwood Grand Chapiteau | 1.–31. Dez. | Di bis Sa 20 Uhr So 16.30 | 16. Dez. | 14 und 20 Uhr | montags und 25.12. keine Vorstellung | wahlweise mit Menü (dann andere Anfangszeiten) Tickets: www.tollwood.de

Zauberhaft

Timothy Trust und Diamond Diaz servieren mit der Show »Trust me« im GOP einen echten Gute-Laune-Cocktail.



Der Frosch hat eine Schwäche für schlechte Witze © GOP Variété-Theater

Zur Einstimmung hören wir Hermann Hesses Gedicht »Stufen«. Zu Beginn des zweiten Teils der Aufführung trägt das Mentalmagier-Duo nach der Pause Kafkas Parabel »Auf der Galerie« vor. Dass eine GOP-Show von literarischen Texten begleitet wird, ist schon ziemlich ungewöhnlich. Und etwas Besonderes ist auch dieser rundum liebenswerte Abend. Dabei brauchen Timothy Trust und Diamond Diaz nicht mit noch nie da gewesenen Sensationen aufzutrompfen, um uns mit ihrer Show »Trust me« zu verzaubern.

Nein, wir trauen den beiden ganz und gar nicht. Aber man muss ja an Zaubertricks nicht glauben, um sich von ihnen betören zu lassen. Wir dürfen sie nur nicht durchschauen können, und sie müssen uns richtig gut präsentiert werden wie in der im GOP von Knut Gminder leichthändig inszenierten, wunderbar unpräzise und selbstironisch moderierten Variétéshow, einer Mischung aus Magie und virtuoser Akrobatik. Statt ein olles Kaninchen aus dem Hut zu holen, lässt Timothy eine Gruppe von Showgirls wimpernschlagschnell die Outfits wechseln und lähmt die Beine von Zuschauern, die vergebens versuchen aufzustehen. Doch der Berliner, der in seinem bürgerlichen Leben Jura studiert hat und Felix Hollatz heißt, versteht es, auch Klassiker überraschend gewitzt zu servieren, wie das Durchbohren eines Pappkartons, in den seine Partnerin geschlüpft ist, mit unzähligen Schwertern. Lässig lustig plaudernd wandert er kreuz und quer durchs Publikum, das zuvor aufgefordert wurde, diverse Gegenstände in die Hand zu nehmen, deren Beschaffenheit Diamond mit verbundenen Augen auf der Bühne beschreiben soll, der selbst aus fünf Metern Entfernung die zu einem Schlüssel gehörende Automarke und die Nummer in einem Personalausweis korrekt aufsagt.

Vorbehaltslos vertrauen müssen sich natürlich die Artisten etwa von Quatuor Stomp, einer ungemein charmanten und quirligen Boygroup aus Kanada, die rasant über einen Tisch sausen, durch Ringe segeln, einander schubsen, fortschleudern und im Flug auffangen. Das italienisch-ungarische Paar The Giurintanos zeigt Rollschuhakrobatik in Perfektion, bei der sie an seinem Hals hängend in so schwindelerregendem Tempo durch die Luft wirbelt, dass einem der Atem stockt. Alluana Ribeiro und Tom Prôneur begeistern mit einer sehr originellen und ulkigen Tischjonglage, einem flinkfingerigen Verwirrspiel mit Bällen und einem Apfel, das optische Anleihen beim absurden Theater nimmt.

Dazwischen führt Timothy einen köstlichen Dialog mit einer Bauchrednerpuppe, einem um Sexual Correctness unbekümmerten Breitmaulfroschkönig mit Glitzerkrone, der schlechte Witze saukomisch lakonisch erzählen kann. Auch das bollywoodbunte Finale, für das Timothy seinen Zylinder durch einen Turban ersetzt und bei dem er als kopfwackelnder Faschingsinder mit dem Ensemble lustvoll albern über die Bühne tanzt, ist ein großer Spaß. Wer einen schönen, unbeschwerten Abend verbringen will, der Anflüge von Winterdepression garantiert vertreibt, sollte »Trust me« besuchen. || ph

TRUST ME

GOP Variété-Theater | bis 13. Jan. | Di bis Do 20 Uhr Fr, Sa 17.30 und 21 Uhr | So 14.30 und 18.30 Uhr | Tickets: 089 210288444 | www.variete.de/spielorte/muenchen/

Rekonstruktion eines Mordes

Milo Rau begibt sich in »Die Wiederholung« in den Kammerspielen auf die Spuren eines entsetzlichen Gewaltaktes.



»Wie kann ein völlig gewöhnlicher Mensch sich in einen bestialischen Mörder verwandeln?«, fragt Milo Rau in »Die Wiederholung« © Hubert Amiel

Es war ein unfassbar brutales Verbrechen, das Milo Rau auf der Bühne rekonstruiert. Vier besoffene Männer hatten 2012 im belgischen Lüttich den Homosexuellen Ihsane Jarfi gefoltert und totgeschlagen. In »Die Wiederholung«, dem Auftakt der Reihe »Histoire(s) du théâtre«, deren Titel sich an Godards »Histoire(s) du cinéma« anlehnt, setzt sich der Schweizer Regiestar mit einem entsetzlichen Kriminalfall und zugleich mit seiner eigenen Arbeit auseinander. Nun gastiert die in Brüssel uraufgeführte, durch viele Städte tourende Inszenierung in den Kammerspielen.

Die Entstehung von Gewalt, die hässliche Fratze des Menschen hat Rau immer wieder in seinen Dokutheaterstudien beleuchtet, von seinem erschütternden Reenactment »Hate Radio« zum Völkermord in Ruanda über »Breiviks Erklärung« bis zu »Das Kongo Tribunal«. Stets geht den Projekten eine lange Recherche voraus. Für »Die Wiederholung« sprach das Ensemble mit einem der Täter, dem Verteidiger sowie Angehörigen des Opfers. Neben vier Schauspielern treten zwei Laien auf, ein Gabelstaplerfahrer und eine als Hundesitterin arbeitende Rentnerin. Beide stammen aus Lüttich, einer ehemaligen Stahlstadt mit hoher Arbeitslosigkeit. Arbeitslos waren auch Ihsanes Mörder.

In schwer erträglichen Passagen stellt die Aufführung deren Tat nach. Es regnete in der Nacht, als der 32-Jährige vor einem Schwulenclub zu den Fremden ins Auto stieg. Auch auf der Bühne fällt Nieselregen, während ein VW Polo hereingeschoben wird, in dem die Täter über ihr Opfer herfallen, ehe sie es in den Kofferraum packen. In langen quälenden Minuten prügeln sie schließlich auf den wehrlosen Mann ein, spucken und uri-

nieren auf seinen nackten Körper. Dabei lässt Rau uns nie vergessen, dass das, was wir hier sehen, Theater ist. Zu Beginn wird das Casting von Laien nachgespielt, Videos verdoppeln Bühnenszenen und weichen plötzlich irritierend davon ab. Seine Inszenierung ist auch eine Reflexion über Repräsentation und Authentizität, die Möglichkeiten und die Unmöglichkeit, Realität im Theater abzubilden, und die Rolle des Zuschauers.

Wie sein gefeiertes Stück »Five Easy Pieces« über den Kindermörder Marc Dutroux versteht Milo Rau »Die Wiederholung« als einen »Theateressay«. Interessiert habe ihn in beiden Fällen, erklärte er in einem Interview, die »Banalität des Bösen« und »nicht die Monstrosität des Einzelnen«: »Wie kann ein völlig gewöhnlicher Mensch sich in einen bestialischen Mörder verwandeln? Warum bringen drei Leute ohne Grund einen ihnen unbekanntem Homosexuellen in Lüttich um?«

Was hat sie angetrieben? War es die aufgestaute Aggression von sozialen Verlierern, die Verkehrung von Ohnmacht und Demütigung in einen rauschhaften Akt der Gewalt und Omnipotenz? War der Mord ein »Hate crime«, als das man ihn in Belgien einstuft? Antworten gibt der Abend, auf den die Kritiker gespalten reagierten, keine. Während die einen seine Vielschichtigkeit lobten, monierten andere, dass er nichts wirklich erhelle. Kalt lassen aber wird er sicherlich niemanden. || ph

DIE WIEDERHOLUNG
Kammer 2 | 10.–12. Dez. | 20 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.kammerspiele.de

|| VORMERKEN! ||

12.–15. Dezember

DI VER*SE

Teamtheater | Am Einlaß 2a | 20 Uhr | Tickets: 089 2604333
www.teamtheater.de

»Mechatroniker (m/w/x) gesucht«, so lauten Stellenanzeigen inzwischen. Zumindest auf diesem Gebiet ist Geschlechtervielfalt angekommen. Das kann aber auch am Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz liegen, das es ermöglicht, gegen Einstellungsbedingungen und Auswahlkriterien bei der Stellenvergabe zu klagen. In Kinderzimmern geht es nach wie vor hellblau oder rosa zu. Wie es mit der Akzeptanz von Geschlechtern jenseits von männlich und weiblich steht, untersucht die Produktion des KosmosTheater Wien und des T:K Theater Kempten. Dem dokumentarischen Stück von Barbara Herold liegen Interviews mit einem Dutzend Trans-, Transgender- und Inter*personen verschiedenen Alters und unterschiedlichster Herkunft zugrunde. Mit Maria Fliri, Helga Pedross und Peter Bocek hat sie daraus eine bilderreiche Collage über Alltag, Ausgrenzung, Anerkennung und die Suche nach dem persönlichen Glück erarbeitet.

13.–16., 27. Dezember, 3.–5. Januar

AM ENDE BEGINNT.

Pasinger Fabrik | Kleine Bühne | 20 Uhr | Tickets:
089 82929079 | www.undsofort.de, www.pasinger-fabrik.de

Familie, entfremdete Geschwister, todkranker Vater. Das klingt nicht unbedingt nach Komödie. Mit seiner Jahresendproduktion gastiert das heimatlose theater ... und so fort in der Pasinger Fabrik und stellt »Am Ende beginnt.« ein Zitat von Oscar Wilde voran: »Kinder lieben anfangs ihre Eltern. Wenn sie älter werden, beurteilen sie sie. Bisweilen verzeihen sie ihnen.« Was es zu verzeihen gibt, wird sich erst im Verlauf von Petra Winterstellers Geschwisterdialog erweisen. Die Schauspielerin Wintersteller spielt in dem Stück, das anfangs wie eine schwarze Komödie daherkommt, Stefanie, die ihren Bruder Stefan (Heiko Dietz) drei Jahre nicht gesehen hat. Während sie als gute Tochter den kranken Vater versorgte, zog der Bruder weit weg und entzog sich der Verantwortung. Eine Problematik, die alle Menschen mit alten Eltern kennen. Alte Verletzungen und unausgesprochene Vorwürfe bergen jede Menge Konfliktpotenzial.

|| KOMMENTAR

ALLES SUPER. WIE DAS KREATIVQUARTIER ABGESCHAFFT WIRD.

Das Kreativquartier wird 2024 fertiggestellt. Ende 2019 wird das alte Schwere Reiter abgerissen, während von Frühjahr bis Herbst 2019 eine neue Schwere-Reiter-Halle auf der Lamentofläche installiert wird. Die neue Halle wird schöner, größer, mit tollen Toiletten und Duschen und einem Mantel aus Stahl. Kosten soll die neue Halle 3,5 Mio. Euro. Die Lamentofläche wird mit zweistöckigen Containern bebaut, die als Büros und Ateliers vermietet werden, zum Preis von 10 bis 12 Euro pro Quadratmeter. Das Atelierhaus wird stehen bleiben, solange keine baurechtlichen Zweifel auftauchen. Das heißt, wenn sie auftauchen, und das kann schnell gehen, ist ruckzuck Schluss mit dem Atelierhaus. Das sagt aber niemand. Rudolf Boneberger von der städtischen Verwaltungsgesellschaft MGH, die das Areal nun koordiniert, weist darauf hin, dass nach fünf bis sechs Jahren die Container wegkommen, weil der gute Wille zur Kunst dann refinanziert werden muss, denn die Container für Künstler werfen ja kein Geld ab. Also Container weg – und was kommt dann hin? Da kann man nur spekulieren: Einzelhandel für 1500 Menschen, die in den 900 neuen Wohnungen leben, die bis 2024 rundherum auf dem Gelände gebaut werden? Und aus dem verstaubten Schwere Reiter wird eine schicke Markthalle mit Gastroangebot? Die Jutierhalle wird ein Co-Working-Center, das ist keine Spekulation. Die Tonnenhalle wird eine Veranstaltungshalle. Dafür soll jetzt erneut ein Betreiberkonzept erstellt werden, obwohl seit Jahren ein solches inklusive Personalschlüssel und Finanzierung in irgendwelchen städtischen Schubladen ruht. Macht nix, die Verwaltung ist dazu da, dass sie da ist, und dann fängt man halt einfach wieder von vorne an. Währenddessen schafft Frau Klatten Fakten und baut in Windeseile ihr Munich Urban Colab für die Entwickler der Zukunft. Bald schon wird sie feststellen, dass sie den Co-Working-Space in der Jutierhalle optimal mitnutzen kann. Die Tonnenhalle, wir spekulieren wieder, wird ein Musicaltheater oder ein Kulturbürgerhaus. Inzwischen geht den Künstlern ihr ehemals aufmüpfiger Elan aus, zermürbt bis seditiert beobachten sie hilflos, wie ihr einstiges Kreativquartier ein ganz normales ordentliches neues Münchner Wohnviertel wird. Sie werden ohne Geschrei, erschöpft und frustriert, wegziehen. Niemand wird mehr den Ablauf stören. So erledigen sich die Dinge in München einfach von selbst.

CHRISTIANE PFAU

Anzeige

GÄRTNER PLATZ THEATER

**ENDE
GUT
ALLES
GUT**

Uraufführung **MOMO**
Musiktheater von Wilfried Hiller und Wolfgang Adenberg

AB 16.12.2018

TICKETS | TEL +49 (0) 89 2185 1960 | www.gaertnerplatztheater.de

Zu wenig Liebe

»#Genesis«: Yael Ronen und Ensemble suchen nach dem Urgrund der Erzählung Mensch und landen bei Queerness und Bodyshaming.

SABINE LEUCHT

Auf der Bühne der Kammer 1 dreht sich sanft eine runde Scheibe, deren Gegenstück über ihr das Geschehen da unten spiegelt und wie ein riesiges Auge aussieht, dessen Rand leicht verbeult ist. Oder verwischt. Vielleicht von einer Träne? In diesem Auge schwimmen Spermien, kosmische Ursuppen und allerlei Farb-Atmosphären. Und manchmal steht darin auch Gott und schaut hilflos drein. Gott ist Samouil Stoyanov. Der trägt in »#Genesis« ein gebatiktes Gewand und ist scheißwütend auf seine Kinder: den schwulen Adam von Damian Rebgetz und die genderbewegte Eva von Wiebke Puls, die der Zweifel an der Allmacht des Vaters umtreibt, wenn sie sich nicht gerade in die Konturen religiöser Gemälde legen. Was dann auf der Rückwand so aussieht, als wären die Menschlein die Embryonen der Heiligen oder Sünder, der Keim von allem. Dabei hat sich Yael Ronens Inszenierung ja gerade von den Schauspielerindividuen wegbewegt und dem ersten Buch Mose zugewandt, in dem erklärt wird, wie das losging mit der Menschheit. »A Starting Point« heißt die zweite Inszenierung der israelischen Regisseurin an den Kammerspielen daher im Untertitel. Sie ist von diesem privaten Ronen-Ton getragen, von dieser Lebensbeichten-Spendierlaune, von der man nie

weiß, ob einem die Schauspieler ihre realen Krisen oder einen Bären aufbinden. Von diesen Ausbrüchen, die auch dann authentisch wirken, wenn sie eindeutig der Rollenfigur zugehören: zum Beispiel Gott als alleinerziehendem Vater, dem die Kontrolle über die Jahreszeiten, das Glück und alles aus den Händen geglitten ist, weil ihm der freie Wille in die Quere kam. Da ist Stoyanovs Furor herrlich nah dran am ganz normalen zeitgenössischen Überforderungssyndrom.

Punktuell macht der Abend Spaß; Wolfgang Menardi hat ihm eine tolle Bühne gebaut, auf der lässige Performer schöne Bilder kreieren. Und doch fehlt es ihm am Wichtigsten: nämlich an Substanz, Tiefe und allem, was einen Nachhall erzeugt.

Denn anders als bei »Point of No Return« zum Anschlag im Münchner Olympia-Einkaufszentrum bekommt Ronen ihr Thema nicht da gepackt, wo das Private politisch wird, und das Politische nicht da, wo es wehtut. Gut, wo Wiebke Puls und Jeff Wilbusch vom Verlust ihrer Väter erzählen, weil sich der Glaube und seine Regeln zwischen sie schoben, ist sie nah dran. Aber es gibt um diese berührenden Szenen herum allzu viel Wohlfeiles: Wenn Zeynep Bozbay eine superschnoddrige Lilith spielt, Daniel Lommatzsch im Bodysuit mit Einblicken

von seinen Versuchen erzählt, den eigenen Schwanz zu lutschen oder Wilbusch mit Dreadlock-Perücke so lange tonlos sagt »Ich bin Kain«, bis alle kichern, ist das zwar manchmal so blöd, dass es schon wieder gut ist. Oft aber nur kracherte Comedy und ein privatistisches Herumgeeiere um ein Thema, das gerade heute weltweit für politischen Zündstoff sorgt. Denn auch wenn es Ronen und Ensemble hier vornehmlich um den jüdisch-christlichen und eindeutig patriarchalen Urgrund der Erzählung Mensch geht, die Entzweigungskraft der Religionen nicht einmal zu streifen, ist eine Unterlassungs-sünde. Stattdessen geht es im munteren Plauderton um Queerness, Bodyshaming und viel zu wenig Liebe, Kains »Paradies-Migrationshintergrund« und die Vertreibung von Matthias Lilienthal aus München und noch mal viel zu wenig Liebe. Sehr nett und sehr banal! ||

#GENESIS – A STARTING POINT

Kammer 1 | 8. Dez. | 19.30 Uhr | 23., 26. Dez. | 19 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de



Andere Religionen haben aufregendere Schöpfungsmythen und bunter sind sie auch (Ensemble) | © David Baltzer

Mopsfidele Schachterlteufel

Anne Lenk reduziert Becketts »Endspiel« auf eine reine Spielanordnung.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Ein riesenhaftes Trichterdach schwebt über der fast leeren Bühne (Judith Oswald) des Residenztheaters. Daraus regnet es im Scheinwerferlicht silbrig glitzernde Sterne, die später wie schwarze Rußflocken den Boden bedecken. Oliver Nägele und Franz Pätzold kommen auf die Bühne. Nägele setzt sich in einen Drehstuhl. Sie sind Hamm und Clov, die Hauptfiguren



Alles so adrett hier: (von links) Hamm (Oliver Nägele), Clov (Franz Pätzold), Nell (Ulrike Willenbacher) und Nagg (Manfred Zapatka) | © Thomas Aurin

aus Samuel Becketts »Endspiel«. Hamm ist blind und gelähmt, sein Diener Clov kann sich nicht hinsetzen. Hamm erteilt sinnlose Anweisungen, die Clov missmutig befolgt. Warum geht er nicht einfach? Er weiß nicht, wie der Speiseschrank aufgeht. So einfach, so absurd.

Dann sind da noch die Eltern von Hamm. Nell und Nagg haben seit einem Tandemunfall keine Beine mehr. Ihre Rumpfe stecken in Mülltonnen. Sie dienen Hamm als Publikum für seine endlos öde Geschichte vom Mann aus Kov, der an Weihnachten um etwas zu essen bat für sich und sein Kind, das er zurückgelassen hatte. Wie alles in Becketts 1957 uraufgeführtem Einakter kann es wahr sein oder nicht. Vielleicht ist Clov sogar dieses Kind, vielleicht auch nicht. Die Welt liegt in Schutt und Asche, der Leuchtturm ist zusammengebrochen. Doch möglicherweise gilt das nur für die Welt, bis zu deren Horizont Clov auf Anweisung Hamms mit dem Fernglas schauen kann. Dass draußen nur der Tod wartet, ist nicht sicher. Nichts ist eindeutig.

»Jetzt spiele ich«, sind die ersten Worte Hamms. »Lass uns aufhören zu spielen« fast die letzten Clovs. Doch nach welchen Regeln dieses Spiel abläuft, wer hier Herr ist und wer Knecht, das bleibt Interpretation. Ist auch nicht so wichtig, denn die Regisseurin Anne Lenk konzentriert sich auf das Spiel an sich. Sie verabsolutiert das Spielen, indem sie sämtliche von Beckett akribisch beschriebenen Requisiten bis auf den Stuhl – dem nimmt sie nur die Rollen – und das Taschentuch streicht. Stattdessen setzt sie auf Pantomime. Das hätte sauber schiefgehen können, aber Franz Pätzold bringt das Kunststück fertig, eine Tür pantomimisch zu öffnen und mit dem Hintern zuzuschla-

gen oder eine Leiter schlurfhumpelnd durch den Raum zu tragen und sie hinaufzusteigen, ohne dass es diesen der Pantomime oft anhaftenden Touch Peinlichkeit hat. Als Hund ist er sowieso der treudoofste Freund des Menschen.

Oliver Nägele lässt seinen Hamm mit tiefer Befriedigung in der Stimme »Kann es ein tieferes Elend geben als meines?« fragen, nachdem er ausgiebig in allen Tonarten gehüstelt und geröchelt hat. Er behandelt Clov wie ein selbstverliebter Schauspieler sein Publikum. Ulrike Willenbacher und Manfred Zapatka als Nell und Nagg sind zwei mopsfidele Schachterlteufel in Plastikhalskrausen. Wie altmodische mechanische Puppen kommen sie aus dem Bühnenboden gefahren und raffen die schwarzen Mülltüten um ihre adretten rosa Puppenkleider. Überhaupt hat Sibylle Wallum den Schauspielern überraschend feine Kostüme angezogen. Nägele nörgelt im grauen Nadelstreifen unter 19.-Jahrhundert-Morgenrock, und Pätzolds grauer Schlamperpulli-Look zur strähnigen Perücke sieht eher so aus, als wäre er geradewegs vom Prêt-à-porter-Laufsteg gesprungen. So wirken die Figuren in Lenks Inszenierung eher wie Zwangsgestörte in einer sehr exklusiven Anstalt als Verlorene in einer Endzeitvision ohne Ausweg. ||

ENDSPIEL

Residenztheater | 1., 6., 12. Dez. | 20 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

von Axel Hacke

DIE TAGE,
DIE ICH MIT GOTT
VERBRACHTE

Metropol
metropoltheater.com



Ist er der revolutionäre Erlöser? Das erhoffen sich alle von Stawrogin (Silas Breiding, Mitte, und Ensemble) | © Gabriela Neeb

Schwarze Fahnen machen noch keine Revolution

Felix Hafner versucht, Dostojewskijs »Dämonen« für das Volkstheater zu domestizieren.

GABRIELLA LORENZ

Es war ein bestialischer Fememord, dessen Opfer 1869 der Student Iwanow in Moskau wurde. Er hatte sich mit einer revolutionär-anarchistischen Kleingruppe entzweit. Deren Anführer Sergej Netschajew stiftete seine Anhänger zu der Bluttat an, um sie durch die gemeinsame Schuld zusammenzuschweißen. Diese Sensationsmeldung bewegte Fjodor Dostojewskij zu seinem dritten großen Roman »Die Dämonen«, der 1871/72 erschien. Netschajew hatte ein Pamphlet veröffentlicht, das die unversöhnliche Revolution und Ausrottung des gesamten Staatswesens forderte. Daraus entwickelte Dostojewskij ein großes Gesellschaftsportrait Russlands. Im Zentrum steht eine anarchistische Zelle um den geheimnisumwitterten Stawrogin, die vom eigentlichen Strippenzieher Petruscha Werchowenskij manipuliert wird – bis hin zu Brandstiftung und Mord an einem Mitglied. Im Volkstheater hat sich der 26-jährige Regisseur Felix Hafner getraut, den 800-Seiten-Roman auf eine Theaterfassung einzudampfen. Da bleibt trotz drei Stunden Spieldauer logischerweise viel auf der Strecke, an Verständlichkeit der Motive und wichtigem Personal.

Hafner konzentriert sich auf die fünf jungen Männer um den aus dem Ausland zurückgekehrten, mysteriösen Stawro-

gin und seinen Einpeitscher Petruscha. Die ideologischen Positionen will der erste Teil klären, so stehen auf nachtschwarzer Bühne (Stefanie Grau) zunächst weitgehend diskutierende Thesenträger herum. Es geht um den Glauben an Gott, um nihilistische oder anarchistische Haltungen, die Rechtfertigung von Gewalt. Je drei Windmaschinen rechts und links lassen Haare und große schwarze Fahnen flattern, die später immer wieder dekorativ geschwenkt werden. Das Ensemble formiert sich gelegentlich in seltsamen Choreografien zum Chor, Frauen verkörpern auch Männer. Silas Breiding als unberechenbarer Stawrogin gibt zwar allen düstere Rätsel auf, bleibt aber eigentlich blasse Projektionsfläche ihrer Ideen. Dagegen versprüht Pola Jane O'Mara als zynischer Petruscha mit emotionalem Furor Zündfunken in die Köpfe der anderen und genießt zunehmend seine Manipulationskünste.

Es dauert, bis man sie identifizieren kann: den Gutmenschen Schatow (Jakob Immervoll), den selbstmordsüchtigen Kirillow (Mara Widmann), den braven Liputin (Jonathan Hutter) und den betrogenen Ehemann Wirginskij – Jonathan Müller spielt auch den versoffen-militanten Hauptmann Lebjadkin. Carolin Knab wechselt zwischen der hinkenden Marja und

der selbstbewussten Lisaweta. Und wer war bitte Schigaljow (Harry Schäfer)? Alle eigentlich nur harm- und ratlose Verführte.

Unter ihnen geistert Jörg Lichtenstein als Petruschas Vater herum, ein aus der Zeit gefallener komischer alter Dichter, der die Schönheit feiert. Er steigt am Schluss kurz aus seiner Rolle aus und beklagt witzig sein Los als einziger älterer Schauspieler im Ensemble (den Regisseur interessiere nur die Jugend) und die Streichung seiner im Buch wichtigsten Partnerin Stawrogina.

Hafner gelingen mit den schwarzen Fahnen und dem Licht von Günther E. Weiß recht eindrucksvolle szenische Bilder, und mit der Zeit stellt sich auch mehr Action ein. Aber das Ideenbild, das er zeichnen will und das durchaus Parallelen zu heutigem Terrorismus erlaubt, bleibt sehr diffus und vage. Die Komplexität Dostojewskijs ist nicht so leicht einzufangen. ||

DIE DÄMONEN

Volkstheater | 12., 19. Dez. | 19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Dickens Enkel

Im Dezember fragen Weihnachtsstücke nach dem Zustand der Welt und wie es weitergehen kann.

Im Advent bringt die freie Szene die etwas anderen »Weihnachtsstücke« auf die Bühne. Philip Ardaghs »Schlimmes Ende« zum Beispiel. Ein besonders optimistischer Typ scheint der britische Autor nicht zu sein. Die weiteren Titel seiner Eddie-Dickens-Reihe heißen »Furchterregende Darbietungen« oder »Schlechte Nachrichten«. Dennoch erfreuen sich die Jugendbücher um den Waisenjungen Eddie großer Beliebtheit. Das könnte am verquerten Humor Ardaghs liegen. Der »Guardian« bezeichnete seine Dickens-Romane als »A cross between Charles Dickens and Monty Python«. Für das schräge Projekt zugeneigte TamS-Theater also genau die richtige Vorlage. Lorenz Seib und Tine Hagemann basteln aus Ardaghs Roman ein Theaterstück mit Puppen, Menschen, Masken und Wärmflaschen. Wärmflaschen? Eddies Eltern leiden an einer sehr ansteckenden Krankheit, bei der die Kranken an den Rändern ganz gelb und wellig werden und nach Wärmflaschen riechen. Deshalb soll Eddie zu Tante Maud und Onkel Jack. Die sind allerdings total wahnsinnig. Noch wahnsinniger ist die Reise mit der Kutsche, die Eddie mit Onkel Jack macht und im Sankt Fürchterlich Heim für dankbare Waisen landet. Es wäre aber kein Familienspektakel für alle ab acht Jahren, wenn es nicht halbwegs gut ausginge und was zu lachen gäbe.

Für Kinder ab vier Jahren inszeniert Dominik Wilgenbus, höchst fantasievoller Regisseur für Schauspiel, Opern und alles dazwischen, James Krüss' Wagner-Parodie »Der Sängerkrieg der Heidehasen« im Hofspielhaus. Es wird viel gesungen und jede Menge gealbert, wenn der junge Hase Lodengrün in einem Sängerkriegstretit die Prinzessin des Hasen- und Karnickelreiches für sich zu erobern versucht (siehe auch Seite 23).

Das Kindertheater im Fraunhofer gastiert im Dezember mit »Wunschkalender« für Kinder ab drei im HochX (2. Dez.) und im Theater Blaue Maus (9. Dez.). Irene Rován und Klaudia Schmitt verkleiden sich als Weihnachtsbaum und Päckchen und stiften jede Menge Verwirrung, bevor sie 24 Geschichten, Lieder, Wünsche und Rituale aus vielen Ländern auspacken. Das HochX präsentiert geradezu ein Kindertheaterfestival. Annette Geller nimmt ihren musikalischen Roadtrip nach Jules Verne wieder auf und fragt in »www.wirwollenweiter«: Wie reisen wir in unserer globalisierten Welt? Und welche Musik hören wir dabei? (5.–7., 9. Dez., ab 8). Theater Kunststünger und ensemble peripher übertragen in »Der Mond zu Gast« (11.,



Onkel Jack, Eddie und Tante Maud (von links) erleben in »Schlimmes Ende« Abenteuer im viktorianischen England | © TamS

12., 16. Dez., ab 5) das Kuddelmuddel unter den Menschen auf die Tierwelt. Christiane Ahlhelm und Lydia Starkulla verhandeln in den Tiergeschichten der Japanerin Ando Mikie mit vielen Bildern die Frage, wie Kragenbär, Tiger, Schlange, Raupe, Biene oder Schildkröte miteinander auskommen können. In der neuen Produktion der Compagnie Nik »1 vor dem anderen« spuckt eine Kiste Andersens Märchen »Das hässliche Entlein« aus und verspricht demjenigen einen Schatz, der es spielt. Aber Valentin und Waldemar können die Geschichte über einen Außenseiter nicht einfach so stehen lassen.

Um Erwachsenenwerden, Solidarität und Gemeinsam-stark-Sein geht es auch in »Knusper Knäuschen« vom Theater Ananas. In dem Figuren-Musik-Theater für Kinder ab vier in der neuen Kulturbühne Spagat verwandeln sich die Spielsachen in einem Kinderzimmer in Hänsel und Gretel, den Wald und das Hexenhaus (11., 12. Dez.) || cw

SCHLIMMES ENDE

TamS | www.tamstheater.de

DER SÄNGERKRIEG DER HEIDEHASEN

Hofspielhaus | www.hofspielhaus.de

DER WUNSCHKALENDER

Theater Blaue Maus | www.theaterblauemaus.de

DER WUNSCHKALENDER | WWW.WIRWOLLENWEITER,

DER MOND ZU GAST | 1 VOR DEM ANDEREN

HochX | www.theater-hochx.de

KNUSPER KNÄUSCHEN

Kulturbühne Spagat
www.horizont-domagkpark.org/kulturbuehne



Auf den Hund gekommen ...

GABRIELLA LORENZ

In Moskau leben fast 40.000 Straßenhunde. Warum Max Uthoff sein neues Solo »Moskauer Hunde« benannt hat, erklärt der Kabarettist erst am Ende seiner brillanten Gesellschaftsanalyse. Doch was er vom Hund hält, sagt er bald: Er sei »der Rudolf Heß unter den Tieren«, treudoof, egal, wer am Ende der Leine stehe. Auf den Fährten häufchensammelnder Hundebesitzer führt er seine Zuschauer »mental Gassi« durch diese Republik und die globale Welt. Hinter der harten Abrechnung steckt solide Recherche mit belastbaren Fakten, wie sie auch »Die Anstalt« auszeichnen. Das ist ein Kurs in Aufklärung mit geschliffenem Witz; als sein eigener Gesprächspartner liefert Uthoff in Miniszenen lakonische Aphorismen.

»Respekt ist nicht teilbar« ist seine Maxime: Er sieht immer erst den Menschen, selbst im AfD-Gauland entdeckt er eine tiefe Melancholie. Wahrscheinlich, weil der gern viel früher geboren worden wäre. Uthoff, Jahrgang 1967, auch, aber nicht so früh: Er bedauert nur, dass er die APO-Zeit als Knirps nicht bewusst erleben konnte. Umso bewusster sieht er heute hin in einer Gesellschaft, die in Singularitäten

zerfällt, und einer Demokratie, die sich als »Regierungsplan der Besitzenden« versteht.

Er unterteilt das Publikum in Bewohner des globalen Nordens und Südens, um die Auswirkungen von Kolonialismus und Kapitalismus in der Dritten Welt zu verdeutlichen: Ersterer ließ die Menschen erschießen, wenn sie ihre Reichtümer nicht rausrückten, letzterer lässt sie verhungern. Allen Politikern ins Stammbuch: »Wer vom Kapitalismus nicht reden will, der soll von Fluchtursachen schweigen.« Dass sich Deutschland um Flüchtlinge kümmere, sei nur »eine Rückzahlung historischer Schulden«. Dafür arbeitet auch das Reisebüro »Honest Travelling«. An Orten, wo sonst keiner hinwill, besucht man die Opfer der Globalisierung: Kinder bei der Arbeit in Nähfabriken oder auf Müllkippen, wo sie unter hochgiftigen Dämpfen Handys ausschachten. Dass hungernde Menschen ein Land, in dessen Supermärkten regelweise Katzenfutter angeboten wird, für ein Paradies halten, sollte einen nicht wundern. Mancher Flüchtling ernährt sich davon.

... ist unsere Gesellschaft im großartigen Kabarett solo von Max Uthoff.



So klein sind die sozialen Unterschiede in der Welt nicht. Sagt Max Uthoff © Michel Neumeister

Uthoff seziert messerscharf den maroden Zustand der Welt, unsere gesellschaftszerstörende Abhängigkeit vom Konsum und den sozialen Medien als Surrogat für Nähe. »Was für die einsame Lust die Gummipuppe, ist für das soziale Netz die Facebook-Gruppe.« Er schlägt einen Beate-Klarsfeld-Gedenktag vor, wo jeder auf der Straße einen Nazi ohrfeigen darf. Das würde wohl Fronten klären, aber kaum für ein friedlicheres Miteinander sorgen. Doch Satire darf bitter und böse sein. Die politische Realität ist es auch allzu oft.

Übrigens: Dauerklatschen am Schluss zum Erzwingen einer Zugabe ist juristisch gesehen Nötigung. ||

MOSKAUER HUNDE

Kammerspiele | 4. Dez. | 20 Uhr | Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de
Lustspielhaus | 17., 18. Jan., 18., 19. Feb. 2019 | 20 Uhr | Tickets: 089 344974 | www.lustspielhaus.de

Kleinkunst-Mädchen für alles



Gabi Lodermeier hat für jeden Fall ein Telefon | © Hofspielhaus

Gabi Lodermeier jongliert als Aushilfskraft an drei Telefonen und nimmt das eigene Metier auf die Schippe.

In ihrer über 30-jährigen Kabarett-Karriere stand Gabi Lodermeier schon auf allen Münchner Kleinkunsth Bühnen. Sie kennt daher bestens alle Mühsal und Schwierigkeiten backstage, vom Kartentelefon bis zum Putzdienst. Was ein Glück für ihr Bühnen-Alter-Ego Frau Veiglhofer ist: Die hatte sich in Lodermeiers letztem Programm nach Santiago de Compostela verpilgert, muss aber nun wieder in München ihr Geld verdienen. Das tut sie als Mädchen für alles und stets einspringbereite »Urlaubs-, Krankheits-, Burn-out-Vertretung« an sechs verschiedenen Theatern: »Montag Künstlergarderobe im Fraunhofer, Dienstag Kasse und Küche in der Drehleier, Mittwoch Platzanweisen in der Lach- und Schieß, Donnerstag Kulturkreis Ramersdorf, danach pendeln zwischen Hof- und Lustspielhaus.« Im Hofspielhaus schiebt Frau Veiglhofer Telefon-Dienst für Kartenbestellungen und beendet fast jedes Gespräch mit »we keep in touch«. Auf Münchnerisch »WikipinTatsch«. So heißt Lodermeiers neues Solo, das sie zum dritten Geburtstag ihrer neuen künstlerischen Heimat, des Hofspielhauses, geschrieben hat. Die Chefin Christiane Brammer hat es inszeniert und wird genauso respektlos durch den Kakao gezogen wie alle anderen Mitarbeiter. Schließlich ist Frau Veiglhofer eine kaum zu bremsende Ratschkathl voller Mitteilungsdrang.

Drei Telefone hat sie auf ihrem Tischchen: ein Handy für dienstliche Aufträge anderer Arbeitgeber, ein orangefarbenes mit Wählscheibe für die privaten Gespräche mit ihrem Schatz und ein »antikes« rotes Tastentelefon für die Kartenreservierungen. Dazu jongliert sie noch eine Leberkässemel, diskutiert dabei mit dem Freund das vegane Abendessen (»Schatzi, jetzt hamma 20 Minuten telefoniert und du hast noch gar nix g'sagt«), wimmelt den Hilfe-Anruf eines fränkischen Veranstalters bezüglich Hallenputzen ab und vertröstet Theaterbesucher auf später. Sie lästert boshaft über den »Sportmops« der Chefin, den Co-Direktor Moses Wolff als Stellvertreter in allen Belangen, den Musikkabarettisten André Hartmann, der für die Toiletten zuständig ist, oder die mit den Kanapees unzufriedene Senior-Chefin (Brammers Mutter Inge Rassaerts), »die Inkarnation des Über-Ichs«. Es geht doch nichts über den Unterhaltungswert von Insider-Klatsch. Und wenn sie mal wirklich eine Minute nicht redet, tanzt Lodermeier zur Entspannung Boogie. || lo

WIKIIPINTATSCH

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 2. Dez. 18 Uhr | 19., 31. Jan. | 20 Uhr | Tickets: 089 24209333 | info@hofspielhaus.de

Der Erbe des ewigen Stenz

André Hartmann hat die Kultserie »Monaco Franze« szenisch reloaded und zum Musikkabarett aufgepeppt.

Es beginnt als Sprach-Verwirrspiel: Heißt der Titel nicht »Monaco & Fränz«? Was man auch als »Monaco and Friends« verstehen kann. Aber eine Leinwand über dem Podium kündigt im Hofspielhaus den deutsch-französischen Freundschaftsabend »Monaco et France« an, zu dem Conférencier André Hartmann sein Publikum ganz »André-nous« begrüßt. Weil die Referentin des Vortrags sich verspätet, sorgt ein Kammer-Quartett für den musikalischen Rahmen. Es ist prominent besetzt: Christian Ude bläst das Alphorn, Horst Seehofer streitet mit Edmund Stoiber, wer die erste Geige spielt, die zweite Geige streicht der wiederauferstandene Rudolph Moshammer, der aber lieber Daisy streichelt. Illustre Gäste sind Angela Merkel, Gerhard Schröder und Wladimir Putin. Nur Hartmanns Klavier ist zunächst nicht auffindbar.

Mit diesem Personal kann der Nockherberg-erprobte Imitator die Fülle seines Repertoires ausspielen. Ohne Kostümierung, nur mit Körperhaltung und Diktion wechselt er die Rollen. Moderierend stolpert er als Running Gag über das Alphorn, einen Schrubberstiel. Das endlich entdeckte Klavier birgt ein Geheimnis: Wer die Kassette mit Helmut Dietls Kult gewordener TV-Serie »Monaco Franze« findet, ist Erbe des ewigen Stenz. Nach diesem etwas gedrechselten, langwierigen Einstieg kann der virtuose Pianist und Improvisationskünstler Hartmann voll in die Tasten greifen, beliebig zwischen Parodie und Entertainment switchen, mit Worten und Musikmotiven spielen. Ob Habanera (»A Bizet was geht immer«) oder Bolero, Bach oder Schlager, überall versteckt sich die Titelmelodie des »Monaco Franze«. Filmausschnitte flimmern, zum Teil stumm, zum Teil mit eigenen, witzigen Texten unterlegt, aus denen neue Situationen erwachsen. So wird das Essen nach dem Opernbesuch mit dem gnadenlosen Urteil des Stenz zu einem Streit über Trinkgeld für die Klofrau mit Abmarsch zur nächsten Bürgerbude. Kennt man die Originalszenen, ist das ein Heidenspaß. Wer die zehn Folgen nicht lückenlos im Kopf hat, dem hilft die erzählte Kurzfassung, jeweils mit dem Etikett eines

heute gängigen TV-Formats. Die Referentin lässt in Gestalt von Gisela Schneeberger im Film wissen, dass sie den Vortrag absagt. Und dazwischen melden sich lautstark die Promis zu Wort. Mit diesem Monaco Franze reloaded hat Kabarettist André Hartmann dem Hofspielhaus bestimmt einen Publikumsrenner zum dritten Geburtstag geschenkt. || lo

MONACO & FRÄNZ

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 6., 13., 26. Dez, 4., 11., 25., 27. Jan. | 20 Uhr, So 18 Uhr | Tickets: 089 24209333 | info@hofspielhaus.de

|| VORMERKEN! ||

29. Dezember bis 2. März

AUGUST AUGUST, AUGUST

Theater viel Lärm um Nichts
Pasinger Fabrik | Do bis Sa 20 Uhr | 31. Dez. 16 und 19.30 Uhr | Tickets: 089 82929079 | www.theatervielarmumnichts.de

Dem sprichwörtlich dummen August schrieb Pavel Kohout mitten im Prager Frühling die tragende Rolle in seiner Parabel über Machtmissbrauch und die Vorenthaltung von Rechten auf den Leib. Vorname August, Nachname August, Beruf August – andere zum Lachen bringen ist sein Beruf, auch wenn er dabei vorgeführt wird. Aber dieser August hat einen Traum: Lipizzaner dressieren. Doch das darf nur der Direktor. Und der stellt unerfüllbare Bedingungen dafür, dass August auch mal ran darf. Es wäre ja noch schöner, wenn ein August die Grenzen, die Zirkusdirektoren sich ausgedacht haben, überschreiten würde. Doch August erfüllt alle Bedingungen. Der Direktor muss also sein Versprechen erfüllen. Doch er begeht einen grausamen Betrug. Und die Zirkusparade marschiert ungerührt über die blutigen Fetzen eines Traums.

Die Künstler der Zukunft



Ivan Liška ist Vorsitzender der Heinz-Bosl-Stiftung und Leiter des Bayerischen Junior Ballett München
© Sascha Kletzsch



Bei der Bosl-Matinée: Nach dem Auftritt aller Altersstufen der Ballett-Akademie in Kinsau Chans »Peter und der Wolf« tanzte das Bayerische Jugendballett München ebenfalls zeitgenössisches: »Un Ballo« von Jirí Kylián, »Ballett 102« von Eric Gauthier und (im Bild) »Inter-Mezzo« von Terence Kohler | © Charles Tandy

Die Ballettakademie und die Heinz-Bosl-Stiftung feiern 40-jähriges Jubiläum, und seit acht Jahren gibt es in München eine Juniorcompany. Ivan Liška gibt Einblick in die verflochtene Arbeit für den Ballettnachwuchs.

Konstanze Vernon gründete 1978 die heute der Hochschule für Musik und Theater München angegliederte Ballettakademie und gemeinsam mit ihrem Mann Fred Hoffmann die nach ihrem charismatischen Tanzpartner Heinz Bosl benannte Stiftung. Die kümmert sich um die finanzielle und materielle Förderung des Nachwuchses: mit Wohnheimplätzen, Stipendien, der Anstellung von Ballettpädagogen. Ihr Nachfolger Ivan Liška, der bis 2016 achtzehn Jahre lang das Bayerische Staatsballett leitete, beschrieb zwischen den Jubiläumsmatinee zum 40-jährigen Bestehen von Stiftung und Akademie seine Arbeit als Stiftungsvorsitzender und künstlerischer Leiter des Bayerischen Junior Balletts München. Dieses Jugendensemble soll Praxis sammeln: in Aufführungen des Staatsballetts, durch die Einstudierung eines breiten klassischen bis zeitgenössischen Repertoires, auch eigens für sie erstellter Kreationen, und auf nationalen und internationalen Tourneen.

Herr Liška, hat die von Ihnen 2010 gegründete Juniorcompany inzwischen nicht große Ähnlichkeit mit dem Staatsballett, wie es unter Ihrer Leitung noch war?

Das war von Anfang an so geplant. 2010 gingen meine Überlegungen mit Konstanze Vernon, Bettina Wagner-Bergelt und der Hochschule mit ihrem Direktor Jan Broeckx davon aus, dass für eine Juniorcompany keine zusätzlichen Mittel zu erhoffen waren. Um auch Klassiker aufführen zu können, brauchte sie aber mindestens 16 Mitglieder. Das ermöglichten wir durch die Kooperation von drei Institutionen: Das Staatsballett finanziert neun Mitglieder als Volontäre, die Stiftung sieben als Stipendiaten, die Hochschule trägt Pädagogen und Pianisten. Ferner macht sie die Tanzenden zu Studierenden, sodass sie nach zwei Jahren ihren Masterabschluss haben. Dieser spielt bei der Suche nach einem Engagement kaum eine Rolle, wird aber nach der aktiven Karriere wichtig, wenn Tänzer eine Umschulung auf dem Niveau ihrer Qualifikation suchen.

Wie werden Absolventen der Akademie in Ihrem Junior Ballett gefördert?

Am Leben dieser Company ist zu beobachten, dass einige im ersten Jahr ihre Schuppen als Schüler langsamer abwerfen als andere. Aber im zweiten Jahr öffnen sie sich und nehmen den Fluss der Informationen in sich meistens produktiv auf. Jedes Jahr sehe ich Menschen aufblühen, die in ihrem 19. oder 20. Lebensjahr das in sich wachrufen, was die Absicht war, ihnen für ihre Laufbahn mitzugeben. **Was ist es denn, was Sie ihnen über das cho-**

reografische Material und dessen Beherrschung hinaus mitgeben möchten?

Die Pflege der eigenen Fantasie. Wer in einem kleinen Ensemble wie unserem für eine Rolle in einem Werk besetzt ist, macht den ganzen Probenprozess mit und kann daran wachsen. Dagegen werden die jungen Leute im ersten Engagement bei größeren Compagnien meistens im Corps de Ballet eingesetzt und in ihrer Entwicklung oft allein gelassen.

Das heißt: Sie müssen im Hintergrund einfach funktionieren.

Oder sie sind begabt genug, um sich durchzuschlagen und auch angenommen zu werden. Hier erleben wir immer wieder, dass unsere Junioren sagen: »Eine solche Aufgabe hätte ich in meinem Alter in einer Company nie schaffen können!« Was bedeutet also unser Angebot, mit dem wir für sie die Lücke zwischen Ausbildung und Engagement überbrücken? Sie reifen hier und machen Fortschritte, denn was wir ihnen bieten, ist individuelle Arbeit. Genau das war unser Motiv für die Schaffung dieses Ensembles: sie dort abzuholen, wo sie als Absolventen ihrer Ausbildung sind. Und – ich betone das immer wieder – es ist die atemberaubende Bandbreite der choreografischen Handschriften, die das Publikum heute sehen möchte und von Tänzern erwartet. Darauf sollen sie nicht unvorbereitet sein.

Frau Vernon renommierte mit den Wettbewerbserfolgen ihrer Bosl-Studenten. Welche Bedeutung messen Sie Wettbewerben zu?

Wechselnde Gastpädagogen und Wettbewerbe sind Ehrgeizbeweise. Angehende Tänzer, Jungen wie Mädchen, müssen sich natürlich als erste Voraussetzung die beste Technik aneig-

nen. Aber bei künstlerischer Arbeit spielen andere Faktoren eine Rolle: nicht die sprichwörtlichen 32 Fouettés, sondern eher die Koloratur ihres Tanzes.

Hat Konstanze Vernon 1978 die Ballettakademie und die Heinz-Bosl-Stiftung wirklich gleichzeitig gegründet?

Es gab in München seit 1964 eine äußerst dürrig ausgestattete Ballettakademie mit einem Studio im Anbau des Prinzregententheaters, in dem heute das Restaurant Prinzpal ist. Ich habe dort 1969 selbst trainiert. Da war Vater Breuer als Pianist, und Professor Gustav Blank brachte mit seinen Pädagogen auch gute Tänzer wie Heinz Bosl und Peter Breuer heraus. Eine zukunftsweisende Struktur hatte das aber noch nicht.

Doch 1963 war Konstanze Vernon als Startänzerin nach München gekommen

Ja, und mit ihrem Ehrgeiz, ihrer Weitsicht und ihrem internationalen Überblick konnte sie die Politiker davon überzeugen, dass hier neben den anderen Universitäten auch eine Ballettakademie sinnvoll ist. So bekam sie die Mittel dafür, baute die Ausbildung aus und hatte viele Erfolge. Deshalb ermöglichten ihr die Politiker später auch die Gründung des Bayerischen Staatsballetts und dessen Leitung. Aber sie verstand sich immer als Pädagogin und nannte ihre Wettbewerbs-Preisträger ungerechterweise Bosl-Studenten.

Womit sie ein bequemes Kürzel in Umlauf setzte, das die Stiftung ins Zentrum rückte, um deren Spender zu mehr Spenden zu animieren ...

... was bis heute anhält, aber positiv ist, denn es geht nicht um Eitelkeiten, sondern darum, der jungen Generation eine Plattform zu bieten, auf der sie sich finanziell etwas sicherer ihrer eigenen Entwicklung widmen kann.

Weshalb sind Sie so gern Vorsitzender der Heinz-Bosl-Stiftung und künstlerischer Direktor des Bayerischen Junior Ballett München?

Wenn ich mir den Wert dessen bewusst mache, was mir im Lauf der Jahre gegeben wurde – ich denke an alle, die mir geholfen haben, dorthin zu kommen, wo ich jetzt bin –, ist es nur das Natürlichste, dass ich den Generationen, die nach mir kommen, das Gleiche geben will – mit dem Zuwachs der eigenen Geschichte. **Woran denken Sie dabei?**

Nicht nur an die Klassik bis zu den Ballets Russes und zur Neoklassik. Für mich kamen in meiner Zeit als Direktor unter anderem die Arbeit mit William Forsythe oder die Engagements von jüngeren Tanzschöpfern wie Aszure Barton und Richard Siegal dazu. Das kann ich dafür nutzen, die jungen Tänzer am Puls der Zeit zu erziehen. Das war mein Ziel. Und selbst wenn das noch nicht ihr Ziel ist, möchte ich sie dazu bringen, sich dessen bewusst zu werden, wie sie ihre menschliche und künstlerische Verwirklichung erreichen. Denn wer sich bis zum 18. Lebensjahr in der Tanztechnik gebildet hat, hat einen Willen, und der soll zum Tragen kommen!

Sie versuchen offenbar mit Herz, den Ihnen anvertrauten Talenten ihr Leben als Tänzer zu geben. Die haben gerade zwischen ihren Jubiläumsgalas im Nationaltheater mit einer zusätzlichen Benefizgala im Cuvilliétheater die Gäste von Frau Dr. Lejeune »Herz für Herz – Stiftung für Leben!« begeistert. Was sagen Sie zu dieser Verbindung?

Unsere Botschafterin Dr. Irène Lejeune, die auch uns mit hohen Zuwendungen unterstützt, hat diese Stiftung mit ihrem Mann Dr. Erich Lejeune 2003 ins Leben gerufen, um Kindern in Vietnam zu helfen, die heute noch aufgrund des von 1961 bis 1971 währenden Einsatzes des chemischen Kampfstoffes Agent Orange im Vietnamkrieg weit häufiger als anderswo mit schweren Herzfehlern und anderen Behinderungen zur Welt kommen. Dieser Arbeit fühle ich mich schon lange verbunden, und sie ist noch lange nicht beendet, denn jetzt wird diese Initiative für die medizinische Versorgung nach westlichem Standard aus den Zentren Hanoi und Da Nang auch in die schwer zugänglichen, aber besonders belasteten Highlands getragen. Es macht Freude, mit anderen sein Herz für andere zu öffnen. ||

INTERVIEW: KARL-PETER FÜRST

BOSL-MATINEE

Nationaltheater | 2. Dezember | 11 Uhr
Tickets: 089 337763 || Das **Bayerische Junior Ballett** präsentiert am **22. Januar** beim Bauhaus-Festival in Berlin »Das Triadische Ballett« von Oskar Schlemmer || **Ballett in der Reaktorhalle** | Studierende der **Ballettakademie** Luisenstr. 37A | **20./21. Dezember** | 19 Uhr
www.heinz-bosl-stiftung.de;
www.bayerischesjuniorballett.de;
http://ballett.musikhochschule-muenchen.de/

Zeit der Verwandlung

Der Münchner Butoh-Pionier Stefan Maria Marb blickt mit einer Fotoausstellung und einer Performance zurück auf 30 Jahre als Tänzer, Choreograf und Lehrer dieser radikalen Kunstform.



Stefan Maria Marb in seinem »Nevada_Body«-Projekt 2010 am Great Salt Lake | © Stefan Hagen (2)

THOMAS BETZ

Stefan Maria Marb hat an vielen Orten getanzt: in München in einer Tiefgarage, in der Basilika St. Bonifaz, in der Flughalle des deutschen Museums, in der Glyptothek, auch bei einem Eismusikfestival in Norwegen, auf der Burg von Ljubljana oder in einem KZ-Stollen in Österreich. 2010 erforschte er mit seiner slowenischen Kollegin Tanja Zgonc zwei Wochen den Great Salt Lake in Utah 2010. »Als das Feuerfoto entstand, leuchtete auch noch der Vollmond am Himmel, ein ganz magischer Abend«, erinnert sich Marb. Der Münchner Tänzer, Choreograf, Tanzpädagoge und Diplomschichtologe blickt nun in einer fotografischen Werkschau im Gasteig zurück auf 30 Jahre Tanz.

Nach seiner Ausbildung an der Iwanson-Schule gewann er 1988 mit einem Tanzsolo den 1. Preis im Hannoveraner Choreografenwettbewerb und choreografierte 1990 das Stück »Katarakt« für Dance Energy. Doch schon während er zeitgenössisch tanzte und choreografierte, tauchte er ein in den Butoh-Tanz, machte Workshops unter anderem bei Ko Murobushi – denn seit den 80ern waren prominente japanische Butoh-Tänzer in Europa aktiv –, fuhr später auch nach Japan, um mit Kazuo Ohnos Sohn Joshito zu arbeiten.

Die 30 Jahre von »Après – eine Verwandlung«, so der Titel der Ausstellung wie der Performance, die Marb dafür entwickelte, datieren ab der Performance in der Tiefgarage der Münchner Uni-Mensa, die er 1987 zusammen mit dem Fotografen Stefan Hagen realisiert und letztes Jahr wiederholt hat. »Ein

Glücksfall« für Marb ist diese lange Zusammenarbeit und die fotografische Dokumentation durch Hagen. Beide haben dasselbe Gymnasium besucht, dann gemeinsam in einer WG gewohnt, und Hagen, der in New York lebt, ist immer zur Stelle und begleitet Marbs Projekte in München und weltweit. Die Performance zur Ausstellung ist »einerseits ein Rückblick, ich werde darin szenische Zitate aus früheren Produktionen einflechten, etwa aus der Tiefgaragenperformance oder

aus »Welten.Tänzer« von 2016, »Nevada_Body« und dem Solo »Liquid Earth« von 2006«, erläutert Marb, »aber wichtig ist für mich auch der Ausblick – deshalb der Titel »Après«. Was ist im Hier und Jetzt das Tor zu einer möglichen Zukunft?« Butoh wird häufig als spezielles, exotische Genre verstanden. Marb beschäftigt sich als Künstler und Pädagoge mit der Emanzipation des Butoh aus dem Japan-Klischee. »Butoh ist in der Diaspora, überall, es gibt verschiedene Tanz-Sprachen im Westen, das

ist auch das Thema des Buches, an dem ich arbeite: das Gegenwärtige an Butoh.« ||

APRÈS – EINE VERWANDLUNG. 30 JAHRE BUTOH DES STEFAN MARIA MARB
Gasteig, Foyer Carl-Orff-Saal | Ausstellung: **11. Dezember bis 2. Januar 2019** | täglich 8–23 Uhr | Eröffnung: **10. Dez.**, 18.30 Uhr
Butohperformance: **10. Dez.**, 19.30 Uhr, **21. Dez.**, 17 Uhr | Eintritt frei

VORMERKEN!

9./14./18./26./28. Dezember, 2./4. Januar

JOHN NEUMEIER: »DER NUSSKNACKER«
Nationaltheater | versch. Anfangszeiten | Info und Tickets: www.staatsballett.de

Dieser »Nussknacker« ist kein Weihnachtszauber. Der Hamburger Ballettdirektor John Neumeier hat 1971 zu Tschaikowskys Musik eine andere Story choreografiert: Marie erhält zum 12. Geburtstag von Onkel Drosselmeier keinen Nussknacker-Prinzen, sondern Ballettschuhe geschenkt. Und wird in ihren Träumen in die Kunst initiiert: Training und Proben, geleitet von Drosselmeier. Das Stück war seit 1973 mit Unterbrechungen in München im Repertoire, nun holt es Direktor Igor Zelensky wieder auf die Bühne, Neumeiers Hommage an Marius Petipa, den Schöpfer des Librettos und Meister des zaristischen Balletts.

15./16. Dezember

DOUBLE BILL – SIMON / PURUCKER
Schwere Reiter | Dachauer St. 114 | 20 Uhr
Tickets: 089 7211015,
reservierung@schwerereiter.de

Der Doppelabend besteht eigentlich aus drei Teilen, denn zum einen zeigt Zufit Simon »Adom Modulations«, zum anderen hat Micha Purucker für den slowakischen Tänzer Michal Heriban zwei Soli choreografiert. »deviant answers – local time« von 2017 und das neue Tanzstück »es heisst, sie wohnten in kleinen hotels ...« beruhen auf Fragen und Antworten aus Interviews zweier bekannter, verstorbener Künstler. Der eine ist Jean Genet, »der andere ist herauszufinden«, so Purucker. Eine Reise hinter die Sprache. Simons Duett, das sie mit Lois Alexander tanzt, formuliert Bewegung als Stützen und Straucheln.

20./21. Dezember

ANNA KONJETZKY: »THE VERY MOMENT«
Kammerspiele, Kammer 3 | Hildegardstr. 1
20 Uhr | Tickets: www.kammerspiele.de

Mit verletzlischen, nicht effizienten Körpern beschäftigt sich Anna Konjetzky in ihrem neuen Stück, das in den Kammerspielen uraufgeführt wird. Aber sind Tänzerkörper nicht extrem effizient und bestens trainiert? Eine gemeinsame, exemplarische Schwäche ist das Stürzen. Sahra Huby, Sooyeon Kim, Maxwell McCarthy, Quindell Orton und Robin Rohrmann treten gegeneinander an und dekonstruieren Sturz-Varianten. »The very moment«, so der Titel, ist also kein positiv herausragender Augenblick, sondern exakt der Moment der Labilität. Kann ein Kontrollverlust, ein Scheitern Stärke bedeuten, befreiend sein?

Anzeigen

21.09.2018 — 29.12.2019

MIGRATION BEWEGT DIE STADT

— PERSPEKTIVEN WECHSELN

Münchner Stadtmuseum
St.-Jakobs-Platz 1
muenchner-stadtmuseum.de

PREMIERE 7. DEZEMBER 2018

MACBETH

NACH WILLIAM SHAKESPEARE
VON AMIR REZA KOOHESTANI

MÜNCHNER KAMMERSPIELE

KILL THE AUDIENCE

URAUFFÜHRUNG 12. DEZEMBER 2018

VON RABIH MROUÉ

KARTEN UNTER 089 723 966 00
WWW.KAMMERSPIELE.DE

HELENE BLUM · HARALD HAUGAARD
JULIA LACHERSTORFER (AT) · SIMON ZÖCHBAUER (AT)
SOPHIE ABRAHAM (AT) · MATTIAS PÉREZ (SE)

EIN *Weihnachtskonzert*

BERG UND MEER

ZWISCHEN NORDIC FOLK UND ALPENKLÄNGEN

9. DEZEMBER 2018 · 18 UHR · MÜNCHEN
SCHLOSS NYMPHENBURG · JOHANNISSAAL
TICKETS: WWW.MUENCHENTICKET.DE / 089 54818181

Deutschlandfunk Kultur · STÄDTISCHES KUNSTFONDS

Die Relevanz von Geschichten

Was Frauen bewegt und wofür sie sich einsetzen: Mit einem Buch und einer Ausstellung soll das internationale Projekt »200 Frauen« unseren Blick auf die Welt verändern.

TINA RAUSCH

»Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben«, schrieb Joan Didion Ende der 1960er Jahre. Die amerikanische Journalistin genoss das Privileg, gelesen und gehört zu werden. Ihre Artikel und Essays, die unter anderem im »New Yorker« erschienen, fanden breite Aufmerksamkeit. Denn was nützt eine Geschichte, die niemand hört? »Man kann Frauen nur stärken, wenn man sich ihre Geschichten erzählen lässt«, sagte Gloria Steinem. Wie Didion 1934 in den USA geboren, zählte sie als Gründerin der feministischen Zeitschrift »Ms.« zu den Akteurinnen der damaligen Frauenbewegung, die Didion wiederum kritisch hinterfragte.

Steinems Zitat diente den neuseeländischen Herausgeber_innen Geoff Blackwell und Ruth Hobday als Leitfaden für ihr internationales Projekt »200 Frauen«, das nach New York Station in München macht: Von der Alten Bayerischen Staatsbank ist die aus Fotoporträts, Texten und Videosequenzen bestehende Ausstellung Ende November in die TU München gewandert; die vom Münchner Elisabeth Sandmann Verlag um zwölf Frauen erweiterte deutschsprachige Buchausgabe ist bereits 2017 erschienen. Dass sowohl beim Durchstreifen der Ausstellung als auch beim Blättern im Buch Didions Worte mitschwingen, spricht für die Relevanz des Projekts – und dessen geglückte Umsetzung: Frauen verschiedenster Nationalitäten – reiche, arme, gebildete, ungebildete, alte, junge, bekannte, unbekannt – wurden vor weißem Baumwollstoff fotografiert und gefilmt, während sie anhand von fünf Fragen über existenzielle Situationen in ihrem Leben sprachen, kurz: Geschichten vom (Über-)Leben erzählten.

Eigentlich müsste es »Dreimilliardensiebenhundertmillionen Frauen« heißen, schreibt der BMW-Vorstandsvorsitzende Harald Krüger im Grußwort, denn so viele Frauen lebten laut Statistik derzeit auf der Erde. Die Kollaboration mit der BMW Group wirkt im ersten Moment wie eine Themaverfehlung. Doch sie zeigt auch, dass selbst idealistische Vorhaben ohne entsprechendes Kapital heutzutage kaum realisierbar wären – insbesondere so groß angelegte wie dieses: Auf ihrer Suche nach geeigneten Protagonistinnen jettete das Team Blackwell & Ruth mit dem Fotografen Kieran E. Scott um die Welt. Sie trafen ihre Interviewpartnerinnen in einer New Yorker Luxussuite ebenso wie in einem Flüchtlingscamp in Beirut oder auf einem staubigen Flachdach in Kalkutta. Und selbst wenn »200 Frauen« vom Glamour einer Hélène Grimaud, Jane Goodall, Margaret Atwood,

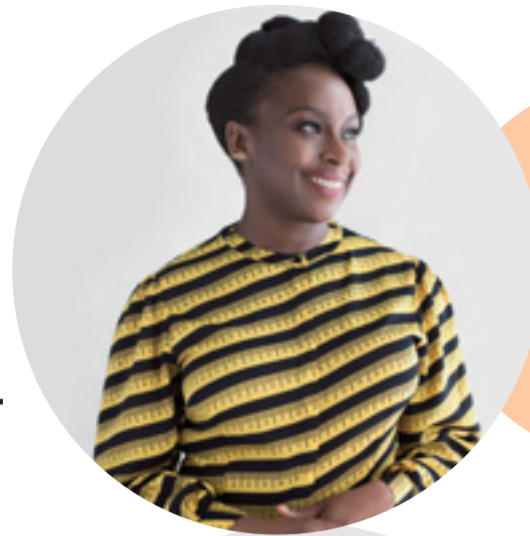
Winnie Mandela, Isabel Allende oder Gillian Anderson profitiert: Glaubwürdig wird das Ganze, weil gleichberechtigt neben den Berühmtheiten die unbekanntere Frau von nebenan respektive aus Nepal, Indien und Südafrika über sich spricht. Gemeinsam ist allen, dass sie sich weder mit schwierigen Verhältnissen abfinden noch Ungerechtigkeit oder Gewalt akzeptieren wollen. Ein weiteres Kriterium war, dass sich viele der Porträtierten aktiv für die Rechte von Frauen einsetzen – in gemeinnützigen Institutionen und etablierten Organisationen oder auch in eigenen Initiativen. Im Buch ist das in den Kurzporträts vermerkt. Die Ausstellung listet all diese Engagements auf einer Texttafel auf, verschafft ihnen mehr Sichtbarkeit – und animiert zudem, einzelne Projekte

Fünf Fragen, aus denen ein Buch wurde:

Was ist Ihnen wirklich wichtig?
Was macht Sie glücklich?
Was empfinden Sie als tiefstes Leid?
Was würden Sie in der Welt verändern, wenn Sie könnten?
Wählen Sie ein Wort, das Sie beschreibt.



Eine Wand voller Schlüsselwörter | © Heike Braun



Sechs von 200 Frauen (von oben nach unten): Chimamanda Adichie, Autorin, Nigeria/USA | Januka Nepal, Ziegenhirtin, Nepal | Jutta Speidel, Schauspielerin und Gründerin von Horizonte e.V., Deutschland | Kimbra, Sängerin, Neuseeland | Julia Leeb, Kriegsfotografin, Deutschland | Sabila Khatun, Straßenhändlerin, Kathmandu

© Kieran E. Scott / Elisabeth Sandmann Verlag (6)

gezielt zu fördern. Apropos: Auch Blackwell & Ruth spenden zehn Prozent aller Erlöse aus »200 Frauen« an Organisationen, die sich vor allem für die Rechte von Frauen, für ihren Schutz und ihre Förderung engagieren.

So bekämpft die von der neuseeländischen Musikerin Kimbra unterstützte Initiative Tirezah International unter dem Slogan »Investing in women« Armut, fehlenden Zugang zu Bildung, moderne Sklaverei, Aids und Gewalt gegen Frauen und Mädchen. Letztlich müsse man bei sich anfangen, um Dinge zu ändern, sagt Kimbra: »Wenn man der Meinung ist, die ganze Welt verändern zu können, kann man schnell desillusioniert werden, aber die einzige Sache, von der ich wirklich sagen kann, ich hätte die Macht über sie, bin ich selbst.«

Ein beeindruckender Blickfang in der Alten Bayerischen Staatsbank war eine Wand voller handgeschriebener, teils liebevoll gestalteter Zettel, auf denen die Interviewpartnerinnen das Wort verrieten, welches sie beschreibt. »Wonder« war da zu lesen, »Hope«, »Moon«, »Empathy«, »Yes«, »Love«, »Fighter« oder auch: »Fuck«. In der TU München dürfen sich Besucher_innen ihr persönliches Wort überlegen, auf ein Post-it schreiben und an einer Wand anbringen.

Chimamanda Ngozi Adichie entschied sich für »Human«, zu Deutsch »menschlich«. Die nigerianische Schriftstellerin interessierte sich von klein auf für Gerechtigkeit. Als sie als kleines Mädchen nicht zum Maskenball durfte, weil das nur Jungen erlaubt war, erkannte sie, »wie wichtig es ist, ein Individuum zu sein, denn wenn Menschen als Individuen gesehen werden und als Individuen beurteilt werden, kann man damit die geschlechtsspezifischen Erwartungen bekämpfen«. Dass sie heute als international gefeierte Autorin Privilegien genießt, hat ihren Blick auf Gerechtigkeit weiter geschärft. So ist es für Adichie undenkbar, über Geschlechterrollen zu diskutieren, ohne Nationalitäten und soziale Stellung mit zu bedenken. Zu ihren Privilegien zählt, dass man ihr zuhört – das nutzt Adichie, um ihre Stimme für andere zu erheben. »Endlich melden sich auf der ganzen Welt Frauen zu Wort, doch bis heute werden ihre Geschichten nicht wirklich gehört«, sagte sie in ihrer Eröffnungsrede auf der Frankfurter Buchmesse 2018. »Es ist an der Zeit, dass wir nicht bloß so tun, als würden die Geschichten von Frauen uns alle angehen.«

Das gilt auch für »200 Frauen«. Was in Form eines eleganten »Coffee Table Books« und einer Hochglanzausstellung daherkommt, entpuppt sich als wertvoller, weltumspannender Beitrag für mehr Gerechtigkeit – und zwar nicht allein für Frauen. Die Geschichten darin gehen uns alle an. Sie verdienen es, gelesen, gehört und vor allem erhört zu werden. ||

GEOFF BLACKWELL, RUTH HOBDAY & KIERAN E. SCOTT:

200 FRAUEN. WAS UNS BEWEGT

Ausstellung: **TU München** | Arcisstr. 21

bis 14. Dezember | Mo bis Fr 9–21 Uhr

Buch: Elisabeth Sandmann Verlag, 2017 | 280

Seiten | 35 Euro | www.twohundredwomen.de

Untern Baum!

PETRA HALLMAYER

Dies ist ein Buch über einen Fischer, der sich ins Wasser stürzt, um das Geheimnis des Todes zu ergründen. Über seinen Sohn Sascha, der »keinen Schutzpanzer über dem Herzen – weder den Glauben an Gott noch eine andere geistige Beruhigung« hat, und seinen Freund Kopjonkin, der mit dem Pferd »Proletarische Kraft« zum Grab seiner Liebe Rosa Luxemburg reiten will. Die beiden ziehen durch ein von Armut und Brutalität versehrtes Russland und stranden in der Steppe in der Stadt Tschewengur, in der der Kommunismus, das Paradies auf Erden, herrschen soll. Keine Inhaltsangabe aber kann einen auf diese Lektüre vorbereiten, bei der man nie aufhört zu staunen. Darüber, wie sich in Platonows großem, in der Sowjetunion lange verbotenem, irre komischen und tieftraurigen Roman politische Satire mit biblischen Bildern und nachtdunkler Schwermut paaren. Über die sonderbar schillernde, legendenhaft schlichte und berückend schöne Sprache, mit der er von den Erlösungssehnsüchten, der Grausamkeit, Verwaistheit und Untröstlichkeit des Menschen erzählt. ||

ANDREJ PLATONOW: TSCHEWENGUR. DIE WANDERUNG MIT OFFENEM HERZEN
Aus dem Russischen von Renate Reschke
Suhrkamp, 2018 | 581 Seiten | 32 Euro



GISELA FICHTL

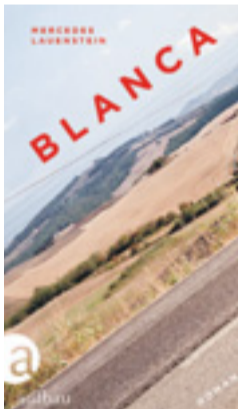
Michael Ondaatje erweist sich in »Kriegslicht« erneut als Zauberer des Erzählens und Meister von Ambiguitäten. Es gibt nicht die eine, verbindliche Geschichte, sondern so viele Geschichten wie Figuren, die sie spinnen und mit ihr verwoben sind. In »Kriegslicht« kehrt Ondaatje zurück in die Nachkriegszeit, in der schon »Der englische Patient« angesiedelt war. Der Roman spielt in London, im Milieu von Spionen, Windhundschnugglern, zwielichtigen Gestalten, von Menschen, die sich durchmogheln im trüben »Kriegslicht«. Im Zentrum stehen die Geschwister Nathaniel und Rachel, die im Teenageralter von den Eltern in der Obhut eines wenig Vertrauen erweckenden Mannes zurückgelassen werden. Angeblich verreisen die Eltern, doch der sorgfältig gepackte Überseekoffer findet sich bald nach ihrem Verschwinden im Keller. Offenbar arbeitet die Mutter für den britischen Geheimdienst, was auch die Geschwister in Gefahr bringt. Der Krieg jedenfalls ist mit dem Jahr 1945 nicht zu Ende, seine Spuren müssen erst noch verwischt werden. Und Nathaniel muss seinen Weg durch die Pubertät in einer Familie von Fremden finden. Ondaatje entwickelt in diesem Roman mit einem unglaublichen Reichtum an faszinierenden Randfiguren eine so spannende wie melancholische Geschichte. Ein Roman, der noch lange nachklingt. ||

MICHAEL ONDAATJE: KRIEGSLICHT
Aus dem Englischen von Anna Leube | Hanser, 2018 | 320 Seiten | 24 Euro

GISELA FICHTL

Marthas krebskranker Vater bittet sie, ihn in die Schweiz zu bringen, wo er Sterbehilfe in Anspruch nehmen möchte. Ihre Freundin Betty begleitet die beiden, um Martha beizustehen. Es beginnt eine so skurrile wie tief sinnige und komische Roadnovel quer durch Europa und in die eigene Vergangenheit. Die beiden Frauen hatten ihr Leben lang versucht, der Enge ihrer Herkunft zu entkommen, und ziehen nun in ihren Vierzigern ein radikales Resümee. Zwei Frauen, die alle Freiheiten hatten, ihre Freiheit zu nutzen. »Ich ging davon aus, dass wir die erste Generation von Frauen waren, die machen konnte, was sie wollte. Das hieß aber auch, dass wir machen mussten, was wir wollten, und das wiederum bedeutete, dass wir etwas wollen mussten. Dafür hatten unsere Mütter gekämpft.« Auf ihrer Reise geraten die drei auf bizarre Umwege – bis zu einem fulminanten Showdown. Lucy Fricke hat für diesen rasant erzählten, klugen Roman völlig zu Recht den Bayerischen Buchpreis erhalten. ||

LUCY FRICKE: TÖCHTER
Rowohlt, 2018 | 240 Seiten | 20 Euro



PETRA HALLMAYER

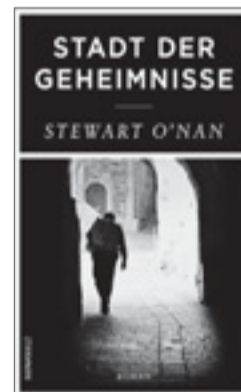
Andere Leute finden sie »jung und schön und aufregend«. Blanca aber will nur noch weg von ihrer Mutter, die sich weigert, erwachsen zu werden und unbeirrbar daran glaubt, »dass man immer noch etwas Besseres finden kann«, weg aus dem Chaos, das ihr Alltag ist, der von einer einzigen Konstante beherrscht wird: »Warten auf die nächste Stadt, die nächste Ansage meiner Mutter, unser nächstes Leben.« Sie sehnt sich nach Normalität und Zuverlässigkeiten und bricht auf nach Italien, zu dem Ort, an dem sie einen Sommer lang etwas wie ein richtiges Zuhause hatte. Mercedes Lauenstein schickt die außergewöhnlich kluge und sensible 15-Jährige auf einen abenteuerlichen episodenhaften Roadtrip voller gefährlicher, verrückter und schmerzlicher Erfahrungen, an dessen Ende Versöhnung aufscheint. »Blanca« wird nicht als Roman für Jugendliche beworben, genau diesen aber sollte man die in einfachen, eindringlichen Sätzen erzählte Geschichte über den Versuch einer Flucht und Selbstfindung schenken. ||

MERCEDES LAUENSTEIN: BLANCA
Aufbau Verlag, 2018 | 256 Seiten | 20 Euro

TINA RAUSCH

Ein literarisches Spiegelkabinett – so könnte man dieses Debüt umreißen. Lisa Halliday bricht mit Erwartungen an einen stringenten Roman, ja, konfrontiert uns in »Asymmetrie« mit drei vermeintlich eigenständigen Teilen. Da ist die junge Alice, Assistentin in einer New Yorker Literaturagentur, die sich vom betagten Großschriftsteller Ezra Pound zu einer intensiven Affäre verführen lässt. Und da ist der amerikanisch-irakische Doktorand Amar, der am Londoner Flughafen Heathrow strandet. Darauf folgt eine protokollierte Sendung der BBC-Kultserie »Desert Island Discs«. Zu Gast: Ezra Pound. Was anfangs wenig miteinander zu tun zu haben scheint, erweist sich als raffiniert in sich verschachtelter Text. Dass der erst wie ein amüsanter Schlüsselroman über Pounds Alter Ego Philip Roth daherkommt, spricht für Hallidays Können. »Wenn es eine Pille gäbe, die sie zu einer in Europa lebenden Schriftstellerin machen würde, und eine andere, die bewirkte, dass er bis zu ihrem letzten Tag am Leben und in sie verliebt wäre, für welche würde sie sich entscheiden?«, fragt sich Alice. Lisa Halliday lebt längst mit Familie in Mailand und schreibt am zweiten Buch; Philip Roth und sie blieben bis zu seinem Tod eng verbunden. »Asymmetrie«, das er noch als Manuskript las, habe ihn beeindruckt, heißt es. Er ist nicht der Einzige. ||

LISA HALLIDAY: ASYMMETRIE
Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs
Carl Hanser Verlag, 2018 | 318 Seiten | 23 Euro



GISELA FICHTL

»Durch Zufall blieb er am Leben.« Brand, Jude aus Lettland, hat es im ersten Nachkriegswinter als einziger Überlebender seiner Familie nach Jerusalem geschafft. Die jüdischen Flüchtlinge, die sich bis hierher retten konnten, werden jedoch von der britischen Mandatsregierung als Illegale gejagt. So erhält Brand von jüdischen Untergrund Papieren, einen neuen Namen, ein Taxi – und Aufgaben im Kampf um die Unabhängigkeit Israels, die immer gefährlicher werden. Heimgesucht von seinen Erinnerungen und offenbar Opfer eines Überlebensschuldensyndroms kämpft Brand darum, seine Würde zurückzuerlangen. So beteiligt er sich an der Untergrundbewegung und so hütet er die Liebe zu Eva. Auch sie ist eine Überlebende und Mitglied der gleichen Zelle im Untergrund. Doch Brand beginnt zu ahnen, dass der elegante, weltgewandte Anführer ihrer Zelle Dinge im Schilde führt, die mit Brands Ringen um ein moralisches Leben unvereinbar sind. Den spannenden Plot des Spionageromans nutzt O'Nan als Trägerfolie, auf der die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, die die Traumata der Shoah in die Seelen geschrieben haben, sichtbar werden. ||

STEWART O'NAN: STADT DER GEHEIMNISSE
Aus dem Englischen von Thomas Gunkel
Rowohlt, 2018 | 220 Seiten | 20 Euro

THOMAS LANG

In diesem aus einer Reihe von Erzählungen komponierten Roman schildert Elizabeth Strout unsere Sehnsüchte, Wünsche und kleinen Gemeinheiten. Drei Kinder wachsen in Armut auf, der eine schafft es später nicht mal aus dem Elternhaus, die andere wird Bestsellerautorin, hat aber nur scheinbar alles hinter sich gelassen. Die Wirtin einer Pension wehrt sich gegen die Arroganz ihrer Gäste und träumt einer verpassten Liebesmöglichkeit hinterher. Ein Mann stirbt glücklich, als er das verlorene Spielzeug seiner Enkelin sucht. Aus solchen Stoffen sind die feinnervig geschriebenen Episoden in diesem Buch. Pulitzerpreisträgerin Strout schildert manchmal mit einem Schuss Bosheit, aber immer mit großer Liebe das menschliche Mit- und Gegeneinander, in dem das Leben uns vor sich her treibt. Dass sie dabei nie sentimental wird, steigert noch das Lesevergnügen. Dass sie von lebensprägenden Konflikten und Dramen zu erzählen weiß, gibt dem Buch seine Tiefe. ||

ELIZABETH STROUT: ALLES IST MÖGLICH
Aus dem Amerikanischen von Sabine Roth
Luchterhand, 2018 | 256 Seiten | 20 Euro



THILO WYDRA

Es sind die Stimmen der Toten, die sich melden und ihre Lebensgeschichten erzählen. Manche sind mit der Inschrift auf dem Grabstein nicht einverstanden, andere lauschen dem Wind, der durch ein Loch an der Friedhofsmauer pfeift. Robert Seethaler legt ein Panoptikum des Lebens an. Seine Sprache ist nüchtern gehalten, einfach und klar, manchmal kantig, entfaltet dadurch aber eine umso größere emotionale Wirkung. Die Kapitel sind lediglich mit den Namen der verstorbenen Bewohner des kleinen Paulstadt überschrieben. »Als ich starb, hast du bei mir gesessen und meine Hand gehalten«, so beginnt das Kapitel »Hanna Heim«. »Ich weiß nicht mehr, was meine letzten Worte waren.« In einem anderen Kapitel resümiert die Stimme: »Jetzt liege ich hier, zwischen meinen Eltern. Es war kein weiter Weg«. Das frappiert, das trifft und rührt an. Im Kapitel »Pfarrer Hoberg«, einem der poetischsten, eindrücklichsten, ist zu lesen: »Ich stand stundenlang vor dem Grab meiner Eltern, und sie sagten mir nichts. Ich war nun allein.« Jedes Kapitel erzählt mit in ihrer Kargheit oft wichtigen Sätzen eine eigene Geschichte, die einen nicht mehr loslässt. ||

ROBERT SEETHALER: DAS FELD
Hanser Berlin, 2018 | 238 Seiten | 22 Euro

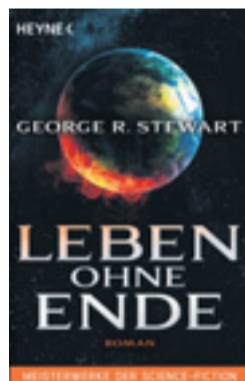
Unsere Empfehlungen für glückliche Lesestunden und nachhaltige Horizonterweiterung.

PETRA HALLMAYER

Nach dem Verlust zweier Kinder verrinnt das Leben der Hausfrau Dorothy in lautlosem Unglück zwischen Plaudereien mit ihrer Freundin Estelle und dem Warten auf ihren Mann, der sie betrügt. Eines Tages steht eine amphibische Kreatur in ihrer Küche, die sie in ihrer Panik mit Sellerie füttert. Der Froschmann, der aufgrund qualvoller Experimente aus einem Labor geflohen ist und dabei zwei Wissenschaftlern die Köpfe abgerissen hat, liebt Avocados, Hausarbeit, den Duft von Blumen und das Meer. Bald schon wird er ihr heimlicher Liebhaber, den sie im Gästezimmer einquartiert und auf nächtliche Ausflüge mitnimmt. In ihrer 1982 erstmals veröffentlichten Erzählung, deren Titel auf Shakespeares »Sturm« verweist und die derzeit ihre Wiederentdeckung feiert, lässt Rachel Ingalls weibliche Wunsch- und Alpträume mit stupender Selbstverständlichkeit wahr werden. Mit »Mrs. Calibans Geheimnis« ist der amerikanischen Autorin eine schaurig märchenhafte, bittersüße und blutige Liebesgeschichte gegliedert. ||

RACHEL INGALLS:
MRS. CALIBANS GEHEIMNIS

Aus dem amerikanischen Englisch von Werner Löcher-Lawrence | Wagenbach, 2018
142 Seiten | 18 Euro



CORNELIA FIEDLER

Jede Welt ist so schräg, so beängstigend und so schön, wie ihr Erzähler sie empfindet. Weil Ish zwar einer der letzten Überlebenden auf dem Planeten ist, aber auch Wissenschaftler, liest sich »Leben ohne Ende« alles andere als deprimierend. Okay, eine Pandemie hat fast die gesamte Menschheit ausgelöscht. Massengräber und Verwesungsgeruch in den Hochhaus-schluchten von New York bis Los Angeles lassen daran keinen Zweifel. Aber hey, ist es nicht irre spannend, dass die Schafe nun so schnell aussterben, Rinder aber zur Plage werden? Oder dass die Kinder, die Ish und einige Überlebende Jahre später, allen Zweifeln zum Trotz, in die Welt setzen, eine völlig neue, so gar nicht zu Ishs humanistischem Bildungs-ideal passende Kultur entwickeln? George R. Stewarts Meisterwerk der Domsday-Literatur, das Stephen King zu »The Stand« inspirierte, hat so aus heutiger Sicht etwas fast Utopisches. Auch weil die verwaiste Erde, die der Autor analog zur Realität der 1940er Jahre entworfen hatte, noch nicht im Anthropozän angekommen war. Sie hätte, im Gegensatz zu jetzt denkbaren Endzeitszenarien, kaum bleibende Schäden durch den Menschen davongetragen. Das waren noch Weltuntergänge, damals ... ||

GEORGE R. STEWART: LEBEN OHNE ENDE

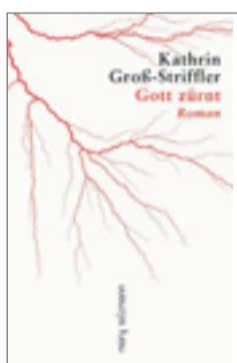
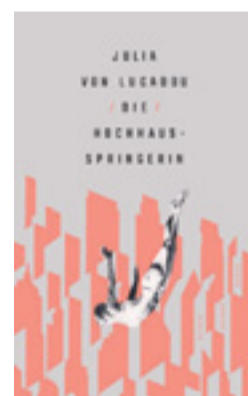
Aus dem Amerikanischen von Ernst Sander, vollständig überarbeitet von Alexander Martin
Heyne 2016 (1949) | 528 Seiten | 9,99 Euro

GISELA FICHTL

Das Thema Digitalisierung kommt in der Literatur fast ausschließlich im Gewand der Dystopie daher. Auch »Die Hochhauspringerin« zeichnet eine schaurig sterile Zukunft. Unter dem Mantel einer allumfassenden Fürsorge für den Einzelnen präsentiert sich eine durch und durch kommerzialisierte Gesellschaft. Sichtbares Zeichen, dass das Bemühen um das Wohlergehen nicht humanistischen Idealen entspringt, sondern kühlem Gewinnsteigerungskalkül, sind die Trademarkzeichen, die selbst nach Sätzen stehen wie »Everything's gonna be okay™«. Die berühmte Sportlerin Riva Karnovsky hat Millionen Follower, lukrative Werbeverträge, einen attraktiven Lebenspartner – das perfekte Glück. »Highrise Diving« heißt ihre Sportart. In einem Flysuit™ springt sie elegant im freien Flug von Hochhäusern und riskiert dabei ihr Leben. Als Riva plötzlich aufhört zu trainieren und sich allem verweigert, wird die Wirtschaftspsychologin Hitomi Yoshida eingeschaltet. Sie überwacht Riva rund um die Uhr auf der Suche nach Strategien zur »Reaktivierung von verlorenem Potential«. Doch gerät sie selbst in den Sog der Sehnsucht nach Freiheit und menschlicher Wärme. Julia von Lucadou hat in ihrem überzeugenden Debüt logisch weitergesponnen, wohin unser Optimierungswahn in Zeiten umfassender Überwachbarkeit steuern kann. Ein Roman zum Gruseln. ||

JULIA VON LUCADOU:
DIE HOCHHAUSSPRINGERIN

Hanser Berlin, 2018 | 288 Seiten | 19 Euro



THOMAS LANG

Furios und nicht ohne Härten geht es in diesem Roman zu. Im Zentrum steht die lädiert wirkende Mittvierzigerin Sophia. Sie führt eine eher unglückliche Ehe, hat eine essgestörte Tochter – und sie arbeitet in einem Flüchtlingsheim. Dort verliebt sie sich in den Syrer Said. Es kommt zu einer Liaison voller Missverständnisse. Immer wieder geraten Sophias Projektionen und Gefühle in Widerstreit mit der Wirklichkeit. Erst am Ende darf sie Hoffnung schöpfen. Kathrin Groß-Striffler erzählt dicht und mit hohem Tempo. Jenseits von politischer Korrektheit wagt sie sich an das hochbrisante Flüchtlingsthema. Unsere Widersprüchlichkeit und häufige Kenntnislosigkeit in der Begegnung mit fremden Kulturen entfaltet sich dabei wie von selbst. Es zeigt sich, dass die Lebenswelten vielfältige Berührungspunkte haben. Existenzielle Brüche entfalten hier wie da ihre Sprengkraft, ohne jedoch die Unterschiede zwischen Kriegs- und Wohlstandsland zu verwischen. ||

KATHRIN GROSS-STRIFFLER: GOTT ZÜRNT

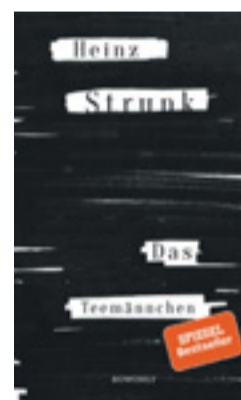
Müry Salzmann Verlag, 2018 | 207 Seiten
19 Euro

CHRISTIANE PFAU

Gerry und Stella, er Architekt, sie Lehrerin, beide im Ruhestand, machen eine Winterreise nach Amsterdam. Beide sind nordirische Katholiken, die den Bürgerkrieg in Nordirland am eigenen Leib schmerzvoll erfahren haben. Sie ziehen nach Glasgow und führen ein äußerlich ruhiges Leben. In Amsterdam platzen die Risse in der jahrzehntlang eingeübten Routine zwischen Gerry und Stella auf wie splitterndes Glas. Bernard MacLaverty beschreibt das Paar, das sich ebenso nah wie fern ist, in einer schmucklosen, kantigen Sprache, die dem emotionalen Zustand zwischen den beiden entspricht. Gerry hat ein Alkoholproblem, das seine Gedanken ausschweifen lässt. Stellas innere Monologe ringen um Struktur und Richtung. Wenn sie miteinander sprechen, dann in kurzen, schnörkellosen, manchmal bissigen Sätzen. Wenn der Leser Momente zu erkennen glaubt, in denen dem Paar die Poesie im Umgang miteinander noch nicht völlig abhandengekommen ist, reißt einer von beiden die vermeintliche Idylle jäh wieder ein. Stella steht vor einer gravierenden Entscheidung, die Gerry erst nach und nach durch den Whiskydunst begreift. Sein letzter großer Rausch setzt eine stumme Liebeserklärung an Stella frei, die zum Schönsten gehört, was lange über einen Mann und eine Frau geschrieben wurde. Allein wegen dieser fünf Seiten lohnt sich die Lektüre. ||

BERNARD MACLAVERTY:
SCHNEE IN AMSTERDAM

Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser
C. H. Beck, 2018 | 288 Seiten | 22 Euro



MATTHIAS PFEIFFER

Die Welt der Abgehängten, Stehengebliebenen und Verlorenen – nichts anderes beschreibt Heinz Strunks »Das Teemännchen«. In fünfzig Kurz- und Kurzestgeschichten stößt er seine Leser in schmerzhaft Alltagsmartyrien. Man trifft auf ein extrem übergewichtiges Paar, dessen Lebensinhalt nur noch aus Fast Food und dem Spielautomaten besteht. Da wäre die junge Schönheit, die ihr Job an der Pommestube zugrunde richtet. Und niemand geringeres als Axl Rose durchlebt eine Höllennacht auf der Reeperbahn. Was Strunk hier schildert, ist alles andere als schön. Seine Geschichten sind unsentimental und bitter, aber keine Betroffenheitsprosa oder eine Freakshow auf RTL-2-Niveau. Und dazwischen blitzt immer wieder Strunks abstruser Humor durch. Zum Beispiel, wenn ein sehr klein gewachsener Mann mit einer normalen Toilette konfrontiert wird oder eine andere gebeutelte Figur eine unwahrscheinlich bizarre Metamorphose durchmachen muss. Aber egal, ob surreal oder realistisch, das gesamte Buch ist von einer bleischweren Düsternis durchzogen, der man sich nicht entziehen kann. ||

HEINZ STRUNK: DAS TEEMÄNNCHEN

Rowohlt, 2018 | 206 Seiten | 20 Euro

TINA RAUSCH

»Heute war der beste erste Schultag ever.« So beginnt Thomas Klupps zweiter Roman, der wie sein Vorgänger »Paradiso« in der literarisch zuvor nicht unbedingt erschlossenen Oberpfalz spielt. Gut drei Monate umfasst die in Tagebuchform erzählte Zeit. Dass der 15-jährige Benedikt darin so schreibt, wie er mit seinen Kumpels wohl auch spricht, bedarf zunächst der Gewöhnung – und geht dann voll auf. Klupps Kunstsprache katapultiert einen direkt in Benedikts Kosmos. Zwischen Tennisplatz, Schule, Marktplatz, dem Nachtclub »Butterhof« und der elterlichen Villa entfaltet sich eine wahnwitzige Story, in der jeder jeden übers Ohr haut. Die depressive Mutter bastelt sich eine neue Biografie, tatkräftig unterstützt vom Sohn, der gegen Cash einiges zu tun bereit ist. Der Vater ist laut Benedikt »der aufrichtigste Mensch der Welt«, hat aber keine Skrupel bei Steuertricks. Wen wundert's, dass es der Filius mit der Wahrheit in Sachen Schule und Liebe nicht sonderlich genau nimmt. Ein Junge auf der Schwelle zum Erwachsenwerden, den seine Lügen zu verschlingen drohen. Klupp ist clever genug, sich die Moral zu sparen. Oder auch: sie seinen Leserinnen und Lesern zu überlassen. ||

THOMAS KLUPP:
WIE ICH FÄLSCHTE, LOG UND GUTES TAT

Berlin Verlag, 2018 | 256 Seiten | 20 Euro



CHRISTIANE PFAU

Es geht um nichts weniger als um Leben und Tod in Mareike Krügel's Roman, der nun als Taschenbuch vorliegt. Ihre Protagonistin ist diesmal eine junge Frau namens Felizia Lauritzen, die von Kindesbeinen an ins elterliche Beerdigungsinstitut eingebunden ist. Zunächst als stille Beobachterin, schließlich als potenzielle Unternehmensleiterin. Den Tod betrachtet sie als Phänomen, dem man mit Diskretion und Würde zu begegnen hat. Sie wächst auf als Mittelpunkt einer Anordnung von Experimenten, die sie neugierig, unerschrocken und mit trockenem Witz als Aufgabenfolge abarbeitet. Wie sie durchs Leben klettert, Tarotkarten legend ihren Unterhalt verdient, eine verrückte Beziehung beginnt und wieder abbricht und am Ende die Nähe zu ihren Eltern wiederfindet, beschreibt Mareike Krügel mit leichter Feder, aber immer würdevoll und distanziert – eben so, wie Felizia ihre Umgebung mit Skalpellen sezieren und sich ihren lakonischen Reim auf alles macht. Manchmal ist es nicht der erste Satz eines Romans, sondern der letzte, der dem Leser im Gedächtnis bleibt: »Es hatte sich herausgestellt, dass mein Vater in den meisten Fällen recht hatte mit dem, was er sagte.« ||

MAREIKE KRÜGEL:
DIE TOCHTER MEINES VATERS

Piper Verlag, München, 2005/2018 | 320 Seiten
geb. 19,90 Euro/TB 10 Euro

THILO WYDRA

Richard Ford selbst nennt sein Buch ein »Memoir«. Es sind seine eigenen Erinnerungen und das, was mit dem Tod beider Eltern unwiderruflich vergangen ist. »Zwischen ihnen« ist ungleich dünner als seine letzten großen Romane »Kanada« (2012) oder »Frank« (2015). Es besteht lediglich aus zwei großen Kapiteln. Im ersten Teil schreibt der Pulitzerpreisträger über den Vater, im zweiten Teil über die Mutter, über deren Leben als Handlungsreisender und als Ehefrau, wie Nomaden herumreisend in den US-Südstaaten der 1930er Jahre, immer aber schreibt Ford auch über sich selbst. Es ist sein Blick. Es sind seine »Erinnerungstexte«. »Mittlerweile bin ich länger auf der Welt als mein Vater oder meine Mutter. Es lebt fast niemand mehr, der sie kannte.« Ford, Jahrgang 1944, verliert den Vater 1960, als er sechzehn, und die Mutter 1981, als er 37 ist. Das sind tiefe Einschnitte, schmerzliche Zäsuren, die ein Leben lang bleiben. Der Schmerz mag mit all den Jahren weniger werden, aber er geht nie ganz. Zugleich beschreibt Ford die eigentümliche Mischung aus Vertrautheit und Fremdheit, die einen als Kind mit den Eltern verbindet und von ihnen trennt. »Das Abwesende«, so schreibt er, »erscheint allgegenwärtig und bedrückend.«

RICHARD FORD: ZWISCHEN IHNEN

Hanser Berlin, 2017 | 143 Seiten | 18 Euro



FLORIAN WELLE

Fallada, schrieb Birgit Vanderbeke einmal, hatte »die Neigung, sich erzählerisch die Biografie wie auch ganz umfassend die Welt etwas zu harmonisieren ...« Das ist ebenso richtig wie es einen doch immer wieder verwundert, schließlich war der Schriftsteller doch zeitlebens ein psychisch wie physisch Zerrütteter: alkohol- und morphiumsuchtig. Trotzdem enden seine traurigen Geschichten von einfachen Menschen mit ihren Alltags- und Geldsorgen nicht selten mit einem Lichtblick. Wohl deshalb mochte Fallada auch Märchen, schrieb selbst wunderschöne unter dem Titel »Geschichten aus der Murkelei«. Und er liebte Weihnachten. Zu hören sind seine schönsten Geschichten vom Fest nun auf »Weihnachten mit Hans Fallada«. In diesen Erzählungen, etwa in »Das Wunder des Tollatsch«, mischt sich das Komische und Skurrile mit Melancholie. Aber Weihnachten wäre nicht Weihnachten, wenn zuletzt nicht sein versöhnender Geist die Oberhand gewänne. Auch in der autobiografischen Geschichte »Eine Weihnachtsfreude« ist das so. Darin erhält Fallada einen Tag vor dem Fest vom Verleger Rowohlth persönlich ein lang ersehntes Jobangebot, das ihn endlich aus der Provinz nach Berlin führen wird. Jutta Hoffmann liest die fünf Geschichten souverän, mit Schnodderwitz und viel Wärme. ||

WEIHNACHTEN MIT HANS FALLADA. GESCHICHTEN ZUM FEST

Lesung mit Jutta Hoffmann | 2 CDs, Laufzeit 106 Min. | Der Audio Verlag, 2018 | 10 Euro

STEFAN FREY

»Ein winzig Bild vom großen Leben« – das versprach Willy Rath in seinem Vorspruch für das Programm der »Elf Scharfrichter«. Und daran hat sich auch Judith Kemp in ihrer Kulturgeschichte dieser legendären Münchner Institution gehalten. Der Musik- und Theaterwissenschaftlerin gelingt es, Münchens erstes Kabarett nicht nur so vollständig wie möglich zu dokumentieren, zu analysieren und zu erklären, sondern auch dem »spezifischen Wesen dieser Bühne auf den Grund zu gehen«. Seitdem »Die Elf Scharfrichter« 1901 mit einer »Galaeröffnungsexekution« begründet wurden, strömte die Münchner Boheme in das kleine Theater in der Türkenstraße 28, das bald zu einem festen Bestandteil der damaligen Schwabinger Kunstszene wurde. Kemp durchleuchtet dessen ideengeschichtlichen Hintergrund, geschäftliche Organisation und allabendliches Repertoire. Vor allem aber werden die Ensemblemitglieder in Einzelbiografien lebendig, nicht nur die prominenten wie Frank Wedekind, Otto Falckenberg oder Heinrich Lautensack, sondern auch die musikalischen Protagonisten wie Marya Delvard, Marc Henry und vor allem der Komponist Richard Weinhöppel. Wie das von Kemp zusammengestellte, großartige Bildmaterial zeigt, haben »Die Elf Scharfrichter«, obwohl sie sich schon nach nur drei Jahren auflösten, in München bis heute ihre Spuren hinterlassen. ||

JUDITH KEMP: »EIN WINZIG BILD VOM GROSSEN LEBEN«. ZUR KULTURGESCHICHTE VON MÜNCHENS ERSTEM KABARETT »DIE ELF SCHARFRICHTER« (1901-1904)

Bavaria. Münchner Schriften zur Buch- und Literaturgeschichte | Allitera Verlag, 2017 381 Seiten | 59 Euro



GABRIELLA LORENZ

Nein, hier stirbt niemand in der Badewanne. Auch wenn die Ehefrau mit dem Föhn hantiert. Der badende Erzähler versinkt in einem Schaumtraum: Er muss einen toten Hund wiederbeleben und wird so zum Helden. Die Titelgeschichte des zweiten Erzählbandes von Stephan Zinner ist recht redundanz, andere seiner Alltagsminiaturen dafür erfrischend kurz. Der Kabarettist schaut genau hin in seinem Familienleben mit drei Kindern – vom Kinobesuch bis zur Grippeimpfung. Fast alle Texte basieren auf eigenem Erleben: Auf dem Nockherberg verwehrt ein Wachmann ihm den Zutritt zur Garderobe. Dass der Kahlkopf den Söder spiele, glaubt er nicht: »Der Söder hat Haare.« Aber Zinner schraubt seine realistischen Beobachtungen gern weiter ins Fantastische und Surreale. Mit einem Hörspieltext wagt er sich in Sci-Fi-Gefilde, natürlich aus dem heutigen Blick seines Helden. Illustrator Christoph Gremmer fügt den qualitativ unterschiedlichen, aber stets unterhaltsamen Kurzstories leider keinen zeichnerischen Witz hinzu. ||

STEPHAN ZINNER: DIE BADEWANNE DES TODES

Mit Illustrationen von Christoph Gremmer edition lichtung, 2018 | 112 Seiten | 11,90 Euro

HANNES S. MACHER

Noch eine, aber eine ebenso spannend wie warmherzig geschriebene Biografie über die 1871 geborene Fanny Liane Sophie Auguste Wilhelmine Adrienne Gräfin zu Reventlow aus Husum, die in der Schwabinger Boheme um 1900 zur umschwärmten Kultfigur aufstieg. Aus der Berufung zur »höheren Tochter«, zu der sie ihre Eltern erziehen wollten, brach sie aus, um als Malerin und Übersetzerin französischer Werke, vor allem jedoch als Autorin meist autobiografisch angehauchter Romane ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu genießen. Stets von Geldsorgen geplagt und weibliche Selbstbestimmung einfordernd, wurde sie von Dichtern und Denkern (wie Erich Mühsam, Ernst Toller, Stefan George oder Frank Wedekind) und Malern (wie Wassily Kandinsky) verehrt. Die Hymnen auf die »tolle Gräfin« (Rainer Maria Rilke schickte seiner »Fanny« fast jeden Tag ein Gedicht) sind ebenso legendär wie ihre Liebschaften. Und das Geheimnis des Vaters ihres abgöttisch geliebten Sohnes Rolf, genannt »Bubi«, nahm sie mit ins Grab. Aus zahlreichen Quellen schöpfend, folgt Kerstin Decker hier mit großer Empathie den Höhen und Tiefen im Leben dieser unangepassten Frau und spürt sehr kenntnisreich dem künstlerischen Fluidum von »Wahnmoching« vor dem Ersten Weltkrieg nach. Eine fesselnd geschriebene Hommage zum 100. Todestag der im Juli 1918 nach einem Fahrradunfall in Locarno verstorbenen »Muse von Schwabing«. ||

KERSTIN DECKER: FRANZISKA ZU REVENTLOW. EINE BIOGRAFIE

Berlin Verlag, 2018 | 380 Seiten | 26 Euro



FLORIAN WELLE

Roger Willemsen verstand es, das Publikum für sich einzunehmen. Sein Enthusiasmus war und ist ansteckend. Wer die Doppel-CD »Musik! Über ein Lebensgefühl« hört und Jazzliebhaber ist, wird danach die eine oder andere Sängerin – Toni Harper zum Beispiel – noch mal neu für sich entdecken. Wer mit Jazz wenig anfangen konnte, der dürfte danach bekehrt sein. Allen anderen ist wirklich nicht mehr zu helfen. Das Hörbuch zum gleichnamigen Buch bei S. Fischer versammelt Texte und Aufnahmen aus verschiedenen Radioprogrammen Willemsens. Auf der zweiten CD, die ausschließlich JazzsängerInnen von Sarah Vaughan bis Andy Bey vorstellt, hört man Willemsen selbst bei seiner durchweg klugen, neugierig machenden Anmoderation. Die erste CD mit Instrumentalstücken hingegen hat Matthias Brandt neu eingelesen. Es sind wunderbare Texte über »Sweet Dreams« und die Bedeutung der »Stille« in der Musik. Hier im Jazz von Miles Davis, dem »Eisheiligen des Cool Jazz«, bis Kenny Barron und Charlie Haden. Es ist Weihnachtszeit. Sie sollte stad sein und ist doch meist bloß hektisch. Da kommen diese Aufnahmen gerade recht: »Silence« nannte Charlie Haden diese Komposition und erläuterte, »Schweigen« steht am Beginn und am Ende von allem im Leben ... Ein guter Schluss also, entlässt er uns doch in den Frieden des Universums und hält die Hoffnung wach, es sei friedlich.« ||

ROGER WILLEMSSEN: MUSIK!

Gelesen von Matthias Brandt | Mit zahlreichen Originalaufnahmen von Roger Willemsen 2 CDs, Gesamtlaufzeit 160 Min. | tacheles bei Roof Music, 2018 | ca. 17 Euro

FLORIAN WELLE

Philipp Blom wollte ursprünglich Musiker werden. Bis er erkannte, dass seine Begabung eher auf dem Gebiet der Geschichte lag. Heute ist der gebürtige Hamburger einer der hierzulande renommiertesten Historiker. Er hat zur Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs wie zur Klimageschichte geforscht. Violine spielt er allerdings immer noch. Nun hat er sein Hobby mit seiner Profession kurzgeschlossen und erzählt in seinem jüngsten Buch die Geschichte nicht irgendeiner Geige, sondern: seiner Geige. »Eine italienische Reise«, so der Titel, ist mithin »die Geschichte einer Leidenschaft«. Sie erschließt dem Leser anhand eines einzelnen Gegenstands eine ganze Welt. Blom hat sich auf die Spuren des namenlos gebliebenen Erbauers seines Instruments begeben. Spuren, die uns bis ins Zeitalter des Barock zurückführen, erst ins Allgäu, dann nach Venedig. Eine (musikalische) Reise, die spannender nicht sein könnte und geschickt Sozial- mit Mentalitäts- und Kulturgeschichte verwebt und trotz aller wissenschaftlich fundierten Genauigkeit leicht im Ton ist, ja, nicht einmal die Ich-Perspektive scheut, was für einen Historiker keineswegs selbstverständlich ist. ||

PHILIPP BLOM: EINE ITALIENISCHE REISE. AUF DEN SPUREN DES AUSWANDERERS, DER VOR 300 JAHREN MEINE GEIGE BAUTE

Hanser Verlag, 2018 | 320 Seiten | 26 Euro



KLAUS HÜBNER

Die Donau? Der Main? Nein! Altmühl? Regnitz? Naab? Ilz? Auch nicht! »Die Isar ist vielleicht der bayerischste aller Flüsse«. Meint jedenfalls der Mediziner und Reiseschriftsteller Johannes Wilkes. Er ist von Scharnitz bis Deggendorf geradelt und hat ein humorvolles, amüsantes, witziges Buch geschrieben, mit schönen Fotos und hilfreichen Infokästen. Noch ein Isar-Buch? Ja, unbedingt! Man schmunzelt über seine Sicht auf den legendären »Problembär Bruno«, bewundert seine Würdigung des fast vergessenen Ernst Wiechert und lacht sich scheckig über seine Kurzversion des Nibelungenlieds. Und bekommt jede Menge Anregungen zum genüsslichen Nachradeln. Kritik? Den Herrn Beckenbauer hätte es nicht gebraucht, das schöne Landshut hat viel mehr zu bieten als nur Martinskirche und Burg Trausnitz. Davon abgesehen: Dieses grundsympathische Isar-Buch ist ein geradezu ideales Geschenk – für Zuagroaste und für Hiesige. ||

JOHANNES WILKES: DAS KLEINE ISAR-BUCH. GESCHICHTE, ORTE UND MENSCHEN VON DER QUELLE BIS ZUR MÜNDUNG.

Friedrich Pustet Verlag, 2018 | 208 Seiten 19,95 Euro

FLORIAN WELLE

2019 jährt sich der Fall der Mauer zum 30. Mal. Die Mauer galt jahrzehntelang als das Symbol einer Grenze schlechthin. Seit ihrer Öffnung war man es hierzulande allerdings zusehends gewohnt, dass Grenzen verschwinden. Das gilt seit einiger Zeit nicht mehr. Im Gegenteil: Wir erleben ihre Rückkehr. Siehe Ungarn. Siehe Trump, der mit dem Versprechen einer Mauer zu Mexiko Präsident wurde. Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Höchste Zeit also, grundsätzlich über das Phänomen nachzudenken. Marianne Gronemeyer tut das vor dem Hintergrund eines Textes von Ivan Illich, der den Titel »Philosophische Ursprünge der grenzenlosen Zivilisation« trägt. Daraus ergibt sich logischerweise, dass die Erziehungswissenschaftlerin nicht nur die Grenzzäune zwischen Staaten in den Blick nimmt (das macht sie nur in einem Kapitel), sondern zunächst über »Schwellen – Türen – Wände« reflektiert. Grenzen sind stets paradoxal, schließen ein wie aus. Anschließend geht es dann um die »Grenzen des Wachstums« ebenso wie um »Grenzwerte«; angesichts von Klimawandel und Diesellaffäre ist beides hochaktuell. Schließlich debattiert sie zwischenmenschliche Grenzziehungen zwischen einem Ich und einem Du, zwischen einem Wir und den anderen. Ein höchst anregendes, kluges Buch. ||

MARIANNE GRONEMEYER: DIE GRENZE. WAS UNS VERBINDET, INDEM ES TRENNT. NACHDENKEN ÜBER EIN PARADOX DER MODERNE

Oekom Verlag, 2018 | 234 Seiten | 22 Euro



CORNELIA FIEDLER

Erleuchtung durch Sonnenbrand, Stress im James-Bond-Stil, das Geheimwissen um das richtige Tempo zum Überqueren von Hauptverkehrsstraßen in Kairo – es sind irritierende, ernüchternde, auch mal rührende Szenen, die die Comiczeichnerin Barbara Yelin in ihrer Serie »Über Unterwegs« festgehalten hat. Dass Reprodukt jetzt zwölf ihrer Reiseschlaglichter, die im »Tagesspiegel« als Serie erschienen sind, als Kalender für 2019 herausgibt, passt perfekt. So kann man unterm Baum gleich die wichtigsten Termine markieren, die Reisen, natürlich: Im März den Kurztrip zum Kölner Karneval – direkt unter Yelins selbstironischem Alpenüberquerungs-Tableau; am 8. Juni die Teilnahme an der Pfingst-Blechkarawane, die sich in aller Herrgottsfrühe den Brenner hinaufschleppt – so wie die überengagierte Java-Urlauberin im Comic auf den Borobudurtempel; und natürlich den Sommerurlaub, idealerweise erst im September – auf jener dunkelblau verregneten Seite also, auf der das Quengeln über den Stau auf dem Weg zu einer Lesung der Zeichnerin eine traurig-schöne Erkenntnis beschert. ||

ÜBER UNTERWEGS

Ein Jahreskalender von Barbara Yelin
Reprodukt, 2018 | 13 Seiten, farbig, 34 × 42 cm
20 Euro

Anzeigen

HAUPTSPONSOR
Mercedes-Benz
München

UNTERSTÜTZT

KLASSIK AM
ODEONS
PLATZ

OPEN AIR KONZERTE

SAMSTAG, 13. JULI 2019, 20.00 UHR

ALAN GILBERT DIRIGENT
RENÉE FLEMING SOPRAN

SYMPHONIEORCHESTER DES BAYERISCHEN RUNDFUNKS

PIOTR ILJITSCH TSCHAIKOWSKY:
SYMPHONIE NR. 5 E-MOLL OP. 64
DAS WEITERE PROGRAMM WIRD NOCH BEKANNT GEGEBEN

SONNTAG, 14. JULI 2019, 20.00 UHR

VALERY GERGIEV DIRIGENT
DANIIL TRIFONOV KLAVIER

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

LUDWIG VAN BEETHOVEN:
KONZERT FÜR KLAVIER UND ORCHESTER NR. 5 ES-DUR OP. 73
SYMPHONIE NR. 5 C-MOLL OP. 67

KARTEN: WWW.KLASSIK-AM-ODEONSPLATZ.DE

MÜNCHEN TICKET 089/54 81 81 81
BRticket 0 800/59 00 594
UND BEKANNTE VVK-STELLEN

SYMPHONIEORCHESTER
DES BAYERISCHEN
RUNDFUNKS

BR
KLASSIK

Städtische Zeitung

So 16.12., Mi 26.12.2018
14.30 Uhr

LA
BOHÈME

Sa 29.12.2018
14 Uhr

IL
BIERE DI
SIVIGLIA

BAR

www.staatsoper-stuttgart.de
Karten: +49 711 20 20 90

Oper am
Nachmittag

STAATSOPER
STUTTART

Weltbürger und Schürzenjäger

60 Jahre nach seinem Tod liegen nun Lion Feuchtwangers Tagebücher vor.

SIMON HAUCK

Hitler hielt er für »ein kolossales Nichts«, Brecht war sein Busenfreund, und die Geschichten seiner amourösen Abenteuer sind legendär. Der Name Lion Feuchtwanger steht bis heute völlig zu Recht für einen aufrechten Schriftsteller (»Erfolg«/»Exil«) und mahnen-den Intellektuellen, der gegenüber der Nazi-barbarei von Beginn an klare Kante gezeigt hatte, was ihn während der NS-Diktatur sehr schnell zum Staatsfeind Nummer eins werden ließ. Und ihn in Angst um sein eigenes Leben wie das seiner Liebsten schließlich ins französische Exil und bis nach Hollywood trieb.

Dabei hatte das Leben des 1884 in München geborenen und 1958 in Los Angeles gestorbenen Schriftstellers in den Jahren der »Münchener Boheme-Szene« um 1900 alles andere als ruhmreich begonnen. Ein selbsterklärender Beitrag aus Feuchtwangers privaten und niemals zur Publikation gedachten Tagebuchaufzeichnungen, die nun, 60 Jahre nach seinem Tod, veröffentlicht wurden, klingt beispielsweise so: »Wieder gespielt und verloren. Unerträglich. Wenn mich auch meine chronische finanzielle Misère einigermaßen entschuldigt, so hab ich mir doch das Wort gegeben, nicht mehr zu hasardieren. Ebenso werde ich das ewige Onanieren aufgeben und mehr arbeiten«.

Überhaupt taumelte jener zuerst nur mäßig erfolgreiche Schriftsteller, Theaterautor und Feuilletonist anfangs wie ein Gummiball zwischen der politischen wie kulturell hochkomplizierten Gemengelage in den Jahren 1900 bis 1940 hin und her, wozu auch nicht unwesentlich sein eigener Selbsthass beitrug. Zahlreiche Passagen in »Lion Feuchtwanger: Ein möglichst intensives Leben. Die Tagebücher« legen davon Zeugnis ab. Oder die Wortwahl des Weimarer Starautors: »Scheußlich, wie der Bock in mir immer wieder zum Durchbruch kommt.«

Jenen »Bock« versuchte der 1925 mit »Jud Süß« über Nacht ebenso berühmt wie vermög- end gewordene Feuchtwanger zwar durch unzählige Liebesabenteuer und Puffbesuche zu bändigen, die in den Tagebüchern akribisch und durchaus frauenfeindlich aufgeführt werden (»Marta beklagt sich, daß ich sie so wenig vögele. Abends mit Eva gevögelt. Dann mit Marta gevögelt«). Doch am Ende überrascht es nicht bei dieser Lektüre, dass er im Grunde stets eine kreative Geistesgröße war, die am liebsten vor sich selbst und der Welt um ihn herum weggelaufen wäre und sich daher in geradezu manische Produktivität stürzte.

Beim Lesen dieser spröde formulierten, jedoch stets bissigen Notate fällt allerdings auf, dass wenig von den großen historischen Ereignissen jener ersten Jahrhunderthälfte zu lesen ist. Egal ob Erster oder Zweiter Weltkrieg, russische Revolution, Hitlerputsch oder Weimarer Wirtschaftskrise: Vieles lässt sich lediglich zwischen den Zeilen oder in persönlichen Nebenbemerkungen herauslesen. So schreibt er beispielweise während seiner Dramaturgentätigkeit parallel zur bayerischen Winterrevolution 1918/1919 recht knapp: »21. Febr. Durchsprechprobe zu Nachtasyl. Eisner erschossen. Neue Revolution. Aufführung Nachtasyl aufgeschoben. Große Aufregung.«

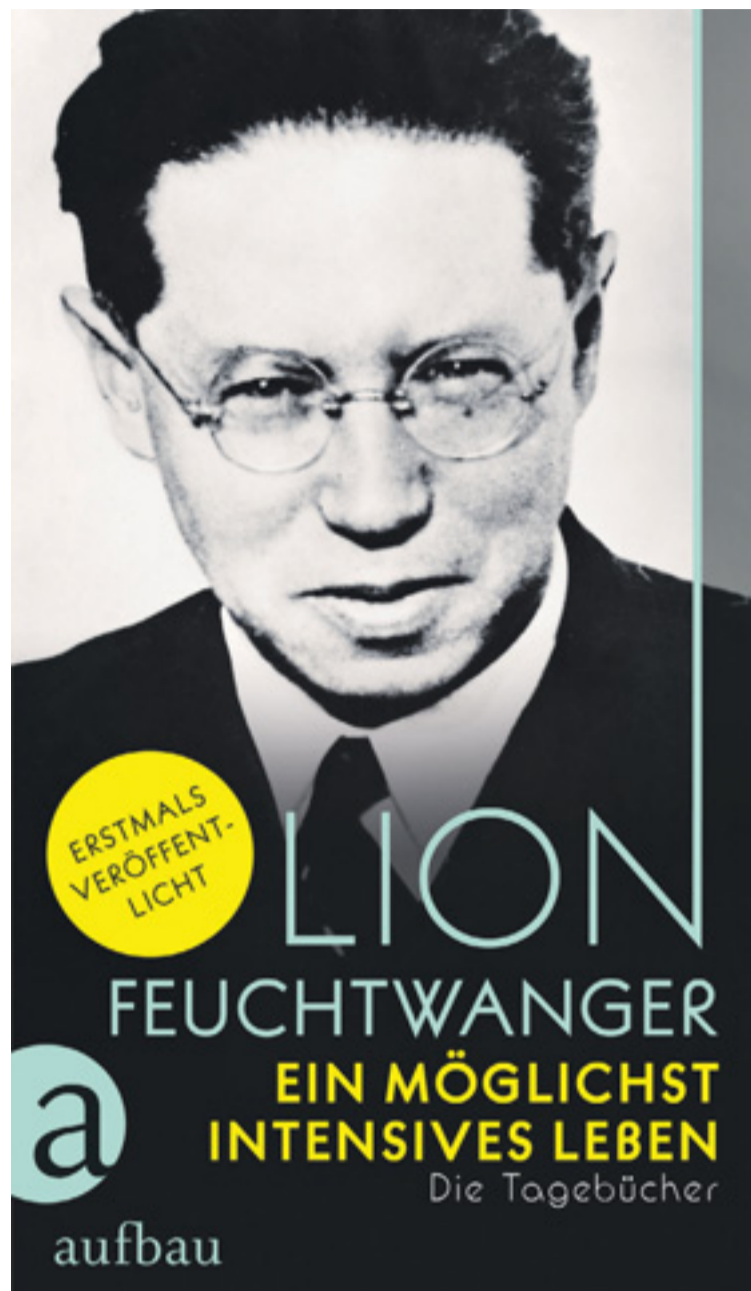
Formulierungen wie diese machen Feuchtwangers erst zu Beginn der 1990er Jahre zufällig gefundenen Notizen nicht

durchwegs zum flüssigen Lesegenuss. Trotzdem sind sie gerade im Hinblick auf schneidende Kommentare zu Zeitgenossen wie Brecht und Rivalen wie Thomas Mann für Literaturwissenschaftler und Zeithistoriker eine grandiose Fundgrube. Denn wie Rainer Werner Fassbinder hatte auch Lion Feuchtwanger sein halbes Leben in Listen notiert und permanent Noten wie Rügen (z.B. an Alfred Döblin) verteilt.

Jede Bergwanderung, jede künstlerische Begegnung (von Heinrich Mann über Erwin Piscator und Carl Laemmle bis hin zu Alfred Kerr, Aldous Huxley oder Charles Chaplin), jeder Theaterbesuch und jegliche Privatlektüre wurde nahtlos dokumentiert: zum Teil übrigens mit großen Fehleinschätzungen, was Einzelwerke von Goethe, Rilke, Toller oder Mühsam betrifft.

Besonders aufschlussreich sind zudem Feuchtwangers Aufzeichnungen aus den späten 1930er Jahren, in denen sich zwischen Ausbürgerung, wachsendem Antisemitismus und Feuchtwangers Internierung in Frankreich sowie seinem Ringen um ein Visum nach Amerika noch einmal die gesamte Exilantengeschichte prototypisch nachvollziehen lässt: sozusagen als reales Vorbild für Christian Petzolds freie Seghers-Filmadaption »Transit«. Auch hier hat Lion Feuchtwanger trotz vieler Missstände vor allem eines bewiesen: Haltung. ||

LION FEUCHTWANGER: EIN MÖGLICHST INTENSIVES LEBEN. DIE TAGEBÜCHER
Herausgegeben von Nele Holdack, Marje Schuetze-Coburn und Michaela Ullmann | mit einem Vorwort von Klaus Modick | Aufbau Verlag, Berlin 2018 | 640 Seiten | 26 Euro
Hörfassung gelesen von Jens Wawrczeck
Der Audio Verlag, 2018 | 5 CDs, Laufzeit 395 Min. | 19,45 Euro



Anzeige

münchener symphoniker

HERREN GEDECK

HERKULESSAAL
MI 30.01.2019
20 UHR

WOLFGANG AMADEUS MOZART
Overtüre zu
„Der Schauspieldirektor“ KV 486
Klavierkonzert Es-Dur KV 271
(Jeunehomme)

RICHARD STRAUSS
Der Bürger als Edelmann op. 60
Orchestersuite

HANNES MINNAAR
Klavier

FABRIZIO VENTURA
Leitung

089 44 11 96 26
www.m-sym.de

Der Klang unserer Stadt.

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchener Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München
Tel.: 089 48920970
info@muenchener-feuilleton.de | www.muenchener-feuilleton.de
Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner
Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion Matthias Pfeiffer
Autoren dieser Ausgabe Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Heidi Fenzl-Schwab (hfs), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Stefan Frey (sfr), Karl-Peter Fürst (kpf), Sofia Glasl (sg), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sh), Klaus Hübner (kh), Diana Kinnert, Thomas Lang (tla), Thomas Lassonczyk (thl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ingrid Lughofer (lu), Hannes S. Macher (hsm), Jürgen Moises (jm), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat), Tina Rausch (tra), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Maximilian Sippenauer (ms), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe), Thilo Wydra (twy)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchener Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchener-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchener-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung
Sie können das Münchener Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchener Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Susanne Röckel erhält für ihren Roman »Der Vogelgott« den Tukan-Preis – Buchpreis der Stadt für Münchner Autorinnen und Autoren.

Expedition ins Reich der Finsternis



Susanne Röckel | © Gerald von Foris



PETRA HALLMAYER

Es ist eine unheimliche Geschichte, die sich da in einem zunächst altmodisch anmutenden Erzählmodus entfaltet. In einem »Prolog« berichtet der Lehrer und passionierte Ornithologe Konrad Weyde von seiner Reise in ein düsteres verfallenes Dorf am Rande der Zivilisation. Dort erblickt er einen Vogel von majestätischer Schönheit, den die Bewohner wie einen Gott achten. Entgegen ihren Warnungen will er das Tier als Trophäe für seine Sammlung erlegen und ausstopfen, doch als er ihm im Gebirge in die Augen schaut, ergreift ihn plötzlich ein schwindelerregendes Gefühl der Schwäche und Unterlegenheit. Für einen Augenblick wird sein streng rationalistisches Weltbild brüchig. In Susanne Röckels Roman »Der Vogelgott«, der auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises stand und nun mit dem Tukan-Preis der Stadt München ausgezeichnet wird, verliert jeder irgendwann seine Gewissheiten und Selbstgewissheiten.

In drei sich anschließenden Kapiteln erzählen Konrad Weydes Kinder von ihren Begegnungen mit dem Unheimlichen: Theodor, der sich nach einem abgebrochenen Studium ziellos treiben lässt, fährt im Auftrag einer dubiosen Hilfsorganisation ins Land der Aza, wo er in einen Strudel spukhafter Ereignisse gerät, und landet nach seiner Heimkehr in der Psychiatrie. Die Kunsthistorikerin Dora, die seit Jahren an ihrer Dissertation bastelt, versucht die Rätsel des Altarbildes »Die Madonna mit der Walderdbeere« zu ergründen, das sie mit ihrer verstorbenen Mutter verbindet und hinter dem sie die Spuren eines blutigen Opferkultes zu erkennen meint. Bei ihren fieberhaften Recherchen entfremdet sie sich zunehmend dem akademischen Betrieb und verfällt der Faszination böser Engel und geflügelter Wesen. Der Journalist Lorenz, dessen Ehe gerade zerbricht, wird in einer zeitgenössischen Stadt mit der Macht des Bösen konfrontiert. Sie alle geraten in den Bann des über hypnotische Kräfte verfügenden, gleichermaßen abstoßenden und anziehenden Vogelgottes, den man an seinem beißenden Geruch und seinen stechenden Augen erkennt und der ihnen in wechselnden Gestalten erscheint – mal als Geist des von den Aza verehrten Rebellenführers Chief Ali, mal als Klinikarzt oder Direktor einer Kunstsammlung.

Röckel überführt in »Der Vogelgott«, den ein Rezensent als eines der »sonderbarsten, befremdlichsten, rätselhaftesten Bücher dieses Jahres« bezeichnete, das literarische Genre der schwarzen Romantik souverän in die Gegenwart, nimmt uns mit auf eine spannende Expedition ins Reich der Finsternis. In ihrem

Roman, der um die blinden Flecken der Rationalität kreist, die Präsenz des Dämonischen unter dem Firnis einer aufgeklärten Gesellschaft, die an keinen Gott mehr glaubt, und die »grausame und erhabene Macht« der Natur beschwört, sind die Grenzen zwischen dem Realen und dem Irrealen, dem Einst und dem Heute durchlässig.

Man kann der Münchner Autorin, wie es eine Kritikerin tat, vorwerfen, dass sie Klischees bedient, indem sie die Ursprünge des Bösen in einem »wie von der Zeit vergessenen« osteuropäischen Dorf und einem imaginären Afrika ansiedelt. Ebenso aber lassen sich darin Zitate des an uralte Ängste rührenden Gruselgenres sehen. Schließlich ist der wegen Wahnvorstellungen in die Psychiatrie eingelieferte Theodor alles andere als ein zuverlässiger Erzähler und liegen die Orte, zu denen ihre Protagonisten reisen, in einem fantastischen Irgendwo.

Verflochten mit dem Netz aus schaurigen Geschehnissen, die der Logik der Alpträume gehorchen, ist die Geschichte einer emotional defizitären Familie. Jedes der drei Kinder des selbtherrlichen Forschers und Vatterrichters, die ihre in »Mattigkeit und Müdigkeit« dahinsiechende Mutter früh verloren haben, scheidet im Leben und ist anfällig für den Einbruch des Irrationalen. Sie alle sind Menschen, die in der vernunftgläubigen Welt keinen Halt finden und über die es am Ende heißt: »Wir träumen, erwachen, träumen, sinken, steigen auf und lassen uns treiben. Wir spielen. Etwas anderes haben wir nie getan, zu etwas anderem taugen wir nicht.«

Susanne Röckels Roman, der durchzogen ist von Verweisen auf Mythen und Märchen, den Vogel Greif, das Ungeheuer Typhon und den Adler Ethon, der Prometheus' Leber frisst, treibt ein raffiniertes, kunstvolles und nicht leicht zu entschlüsselndes Verwirrspiel mit Motiven. Doch wer keine Freude daran hat, die Stränge zu entwirren und zu deuten, kann das Buch auch einfach als einen modernen Schauerroman mit klassischen Gruselementen und kafkaesken Momenten lesen, dessen fesselnder Sog bis zur letzten Seite anhält. ||

SUSANNE RÖCKEL: DER VOGELGOTT
Jung und Jung, 2018 | 272 Seiten | 22 Euro

VERLEIHUNG DES TUKAN-PREISES 2018
Literaturhaus | Salvatorplatz 1 | 5. Dezember
19 Uhr

LYRIK

DIE BESICHTIGUNG DER DUNKELHEIT

Krach Dreck Gestank und Feuer, fernes
Knallen,
und Wände Hände Brände Gegenstände,
und jemand lacht im Zipfel dieser Nacht,
und jemand hat das Fenster zugemacht,
und irgendetwas ist herabgefallen,
in dieser Nacht, vom Anfang bis zum Ende.
Und Schluß und weiter nichts
Erwähnenswertes,
nur etwas Ausgeleertes, Abgekehrtes,
nur Kerben, Scherben, Scherben und
Verderben.
Und ich bin viel zu alt um schon zu sterben.

2013

ROR WOLF

© Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main, 2017 | mit freundlicher Genehmigung

Ror Wolf arbeitete am Bau, weil er in der DDR nicht studieren durfte, im Westen begann er als Hilfsarbeiter, studierte an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt und begann dort in der Studentenzeitschrift »Diskus« seine literarische Laufbahn. Hans Magnus Enzensberger entdeckte ihn für den Suhrkamp-Verlag, bei dem er seit den 60er Jahren experimentelle Prosa publizierte. Der mit prominenten Preisen ausgezeichnete Autor schuf auch Hörspiele sowie, in der Tradition von Max Ernst, Collagen mit Bildmaterial aus der Gründerzeit.

Wolfs abgründige, oft melancholische, meist unterhaltsame, immer geistvolle Dichtung jongliert auch mit historisch anmutendem Vokabular: Ofenrauch, Lampenlicht, Aschekübel und Abendwurst, Gasanstalten und Tanzpaläste, Gamaschen. Ob Moritaten oder Sonette – Wolfs zwischen Ernst, Skurrilität und Entsetzen oszillierende Poesie bewegt sich, merkbar elegant, als höchst elaborierte Verkunst. »es schneit, dann fällt der regen nieder, / dann schneit es, regnet es und schneit, / dann regnet es die ganze zeit, / es regnet und dann schneit es wieder.«

Mit oder ohne Pointen, im Abwinken gilt: »Wenn es so weitergeht, geht es nicht weiter.« Und es gilt: »Wenn es so weitergeht, dann geht es weiter.« Eine Poesie, die um ihr Scheitern weiß und gleichwohl im Spiel bleibt mit der Welt. Einer Welt, in der das ständige Hereinbrechen von Katastrophen mit der Fortsetzung von Tätigkeiten wie essen oder Bier trinken einhergeht. Am 27. November wurde Ror Wolf in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste der Rainer-Malkowski-Preis verliehen. ||

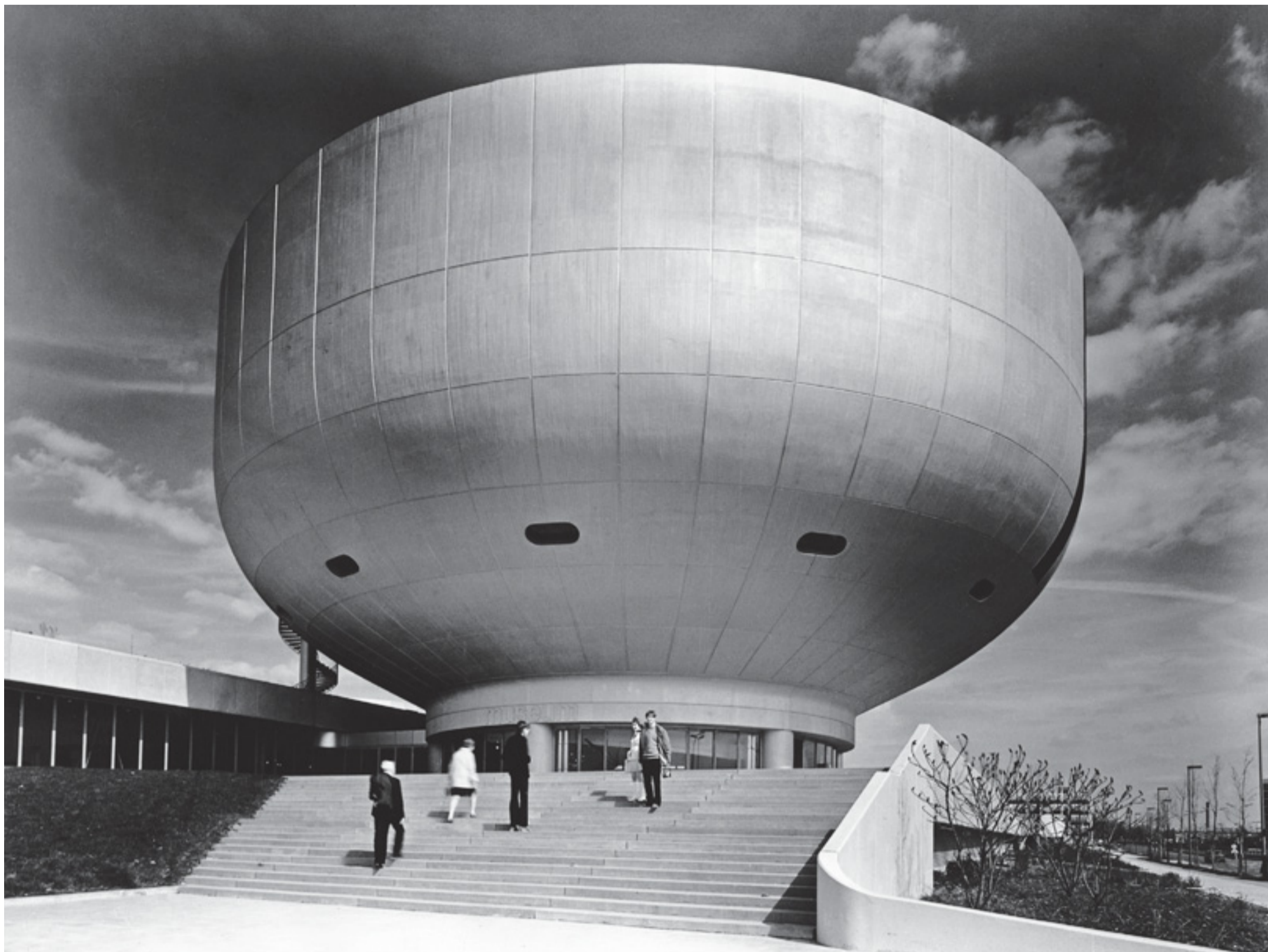
THOMAS BETZ

ROR WOLF: DIE GEDICHTE

Mit einem Nachwort von Friedmar Apel
Schöffling & Co. 2017 | 573 Seiten | 25 Euro

ROR WOLF: DIE PLÖTZLICH HEREINKRIECHENDE KÄLTE IM DEZEMBER

Mit Collagen von Ror Wolf | Schöffling & Co.
2015 | 123 Seiten | 24,95 Euro



Sigrid Neubert, Karl Schwanzer: BMW Hauptverwaltung Museum, München, 1972 | © Kunstbibliothek, Sigrid Neubert

Sigrid Neubert: Brutal sanft

Die sanfte Seite nicht nur des Brutalismus hat Sigrid Neubert eingefangen wie kaum eine andere Fotografin: Sogar die Schüssel, in der sich das BMW-Museum versteckt, sieht auf diesem Bild aus wie eine Blütenkapsel. Oder auch wie ein Raumschiff mit komfortabler Landerampe. Bei Sigrid Neubert entwickeln Oberflächen ein Eigenleben. Man will das Bild streicheln, Konturen mit dem Zeigefinger nachfahren, die Kurven und Linien spüren. Ihre Perspektive auf die Arbeit eines Architekten ist außergewöhnlich: Sie sieht mit seinen Augen, sucht den Charakter des Entwurfs und in diesem auch die Persönlichkeit dessen, der sich den Entwurf ausgedacht hat. So spricht aus ihren Aufnahmen nicht nur das Bauwerk, sondern auch sein Schöpfer. Diese unmittelbare, dabei sehr empathische Kunst der Annäherung und auch der Interpretation ist typisch für die Arbeiten von Sigrid Neubert. Man findet dieses optische »Hingehen« und »Hineingehen« bei Fotos von Wohnräumen, Bürofoyers und Industriebauten gleichermaßen. Licht und Schatten, der Himmel oder umgebende Gärten werden zu Partnern in einer Komposition, die vom Gesehenwerden lebt.

Sigrid Neubert, geboren 1927 in Tübingen, absolvierte ihre Ausbildung als Fotografin von 1948 bis 1954 an der Staatslehranstalt für Lichtbildwesen in München, wo sie über 50 Jahre lang tätig war. In den 50er Jahren spezialisierte sie sich als eine der ersten Frauen auf Architekturfotografie. Über Jahrzehnte war sie intensiv mit den bedeutendsten deutschen Architekturbüros beschäftigt – darunter Karl Schwanzer, der das BMW-Hochhaus entwarf – und prägte wie keine andere mit ihren Schwarz-Weiß-Aufnahmen das Bild der modernen Architektur in der Bundesrepublik. Auch ihre experimentellen Arbeiten erregten schon früh Aufmerksamkeit: 1953 war sie erstmals im Museum of Modern Art in New York in der Ausstellung »European Post-war Photography« vertreten.

Die Alf Lechner Stiftung im Lechner Museum Ingolstadt und in Obereichstätt zeigt bis 10. Februar 2019 die große Sigrid-Neubert-Retrospektive »Fotografien. Architektur und Natur« mit 230 Aufnahmen. Am 13. Oktober 2018, kurz nach der Eröffnung in Ingolstadt, ist Sigrid Neubert im Alter von 91 Jahren in ihrem Alterssitz nahe Berlin verstorben. || cp

**SIGRID NEUBERT. FOTOGRAFIEEN.
ARCHITEKTUR UND NATUR**
7. Oktober 2018 – 10. Februar 2019

ARCHITEKTURFOTOGRAFIE
Lechner Museum Ingolstadt | Esplanade 9 | 85049 Ingolstadt
ÖFFNUNGSZEITEN Museum:
Donnerstag bis Sonntag von 10 – 17 Uhr

NATURFOTOGRAFIE
Papierhaus im Lechner Skulpturenpark Obereichstätt
Allee 3 | 91795 Obereichstätt
ÖFFNUNGSZEITEN Papierhaus:
Sonntag von 14 – 17 Uhr

Kultursonntag der Alf Lechner Stiftung
26. Dezember | Beginn: 11 Uhr im Lechner Museum und
14 Uhr im Skulpturenpark

FRANK SEEHAUSEN: SIGRID NEUBERT.
ARCHITEKTURFOTOGRAFIE DER NACHKRIEGSMODERNE
Hirmer Verlag, 2018 | 336 Seiten, 570 Abb., | 45 Euro

Das Lenbachhaus präsentiert den faszinierend-verstörenden Zeichner Alfred Kubin – den Sonderling und Sonderfall unter den Künstlern des »Blauen Reiter«.



Alfred Kubin | 1902 | © Städtische Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau München, Kubin-Archiv

Traumartige Visionen

HEIDI FENZL-SCHWAB

Bocksbeinig, doppelzüngig biegt sich ein hysterisch zur Schlange gebogenes weibliches Wesen über eine resigniert blickende, festgenagelte »männliche Sphinx« mit mächtigem schlangengleichem Geschlecht. Tierische »Sauger« malträtierten Extremitäten und Glied eines karikaturhaften Mannes. Ekelhaft winden sich »Schlangen in der Stadt« und drohen in der biedermeierlich anmutenden Idylle, trotz Feuerwehr- und Militäreinsatz, alles zu verschlingen: Vor dem Café steht scheinbar ungerührt ein Beobachter inmitten des kriechenden, züngelnden Gewürms und hektischer Betriebsamkeit. Der Besucher der Ausstellung im Lenbachhaus betritt einen Kosmos aus Angstvisionen, Folter- und Ohnmachtsszenen, lasziven Fantasien und Alpträumen. Kubin erschien die Welt als ein »Irrgarten«, in dem er sich als »Zeichner« zurechtfinden musste. Er selbst führte diese Bild- und Vorstellungswelt auf frühe Eindrücke »zwischen Entzückung oder Schauer« zurück. In Metamorphosen finden sich Fragmente traumatischer Szenen der Kindheit verarbeitet, die den frühen Tod der Mutter, einen übermächtigen, grausamen Vater und verwirrende, frühe sexuelle Erfahrungen verkräften musste. Es folgte ein Leben zwischen psychischer Entgrenzung und Selbstkontrolle, zwischen Arbeitsstörung und Arbeitsdrang.

Wer ist dieser Alfred Kubin, der den Besucher am Eingang erwartet, in verhaltener Pose neben einem Bücherregal, ernst blickend, sensibel und komplex, doppelbegabt für Kunst und Literatur? Das Lenbachhaus widmet ihm, der 1898 die Münchner Bühne der Boheme und Avantgarde betrat und bis zu seinem Umzug nach Zwickledt 1906 hier entscheidende Jahre seines Lebens verbrachte, eine Ausstellung, die manches Urteil über ihn relativiert und der Forschung neue Impulse gibt. In fünf farbig verschieden akzentuierten Räumen bringt sie Licht in das meist düstere Werk, zeigt in chronologischer Folge Bilder des oft nur als kauzigen Einzelgänger und Illustrator wahrgenommenen Zeichners. Entkleidet so mancher Selbstinszenierung Kubins präsentiert sie einen umsichtig agierenden, am Puls der Zeit und in vielfältigen Beziehungen zu den führenden Vertretern der Avantgarde stehenden Künstler.

Der erste Raum ist ein Kabinett mit Kinderzeichnungen und frühen Blättern – die spukhaften Einfälle und Fantasien scheinen im Keim bereits den ganzen Kubin zu enthalten. Die »Landschaft mit Tieren« des Elfjährigen bändigt artig den Dschungel der abgründigen Gefühle, die auf dem Blatt des Sechsjährigen unter dem Stab eines übermächtigen Zauberers virulent zu werden beginnen. Auf dem kindlichen Wimmelbild von 1883 fliegt auf der einen Seite die Welt auseinander, während auf der anderen Seite der Tod, Plagegeister und Tierwesen eindringen; winzig beginnt ein Vogelmann zu laufen, der auf einem Blatt der berühmten Hans von Weber-Mappe zwanzig Jahre später in riesenhafter Pose gequält und resigniert zum Sitzen kommt. Im Surrealismus begegnet er uns wieder als »Loplop« bei Max Ernst.

Diese berühmte, in der Ausstellung vollständig gezeigte Mappe von 1903 ist ein erster Höhepunkt in Kubins Frühwerk. Hans von Weber war ein früher Förderer, der den jungen Künstler, dessen zwanghaft erotische, oft pornografische Fantasien in den Schwabinger Künstler- und Literatenkreisen als Geheimtipp zirkulierten, als Erster veröffentlichte. Sie machten den sensiblen, von Arbeitsstörungen geplagten Grafiker bekannt, der nach einem durch die Begegnung mit Max Klinger Radierzyklus »Paraphrase über den Fund eines Handschuhs« ausgelöst, oft zitierten halluzinatorischen Schub eine Flut von Bildern produzierte. Nicht ohne psychologische Brisanz bedeckte er die leere Seite von Katasterpapieren aus dem Besitz des Vaters, der Geologe war, die Rückseite zeigt Flurpläne. Diese nicht nur fieberhaften, sondern technisch



Verpupppte Welt | 1906 | © Gouache, 37,3 x 40 cm | Städtische Galerie im Lenbachhaus



Ein wirkmächtiges Motiv, schon 1903 in der Hans von Weber-Mappe – »Der Krieg« | 1907 | Tuschefeder, 30 x 34,4 cm | Städtische Galerie im Lenbachhaus | © Eberhard Spangenberg, München/VG Bild-Kunst, Bonn 2018 (2)

versiert ausgeführten, an vielen Vorbildern wie Goya, Félicien Rops, und Aubrey Beardsley geschulten lavierten, gespritzten, schraffierten Federzeichnungen sind Vermessungen von Seelenslandschaften, die ihn als feste Größe in die Avantgarde vor dem Ersten Weltkrieg einschrieben. Auch zählte Kubin zu den Gründungsmitgliedern des »Blauen Reiter«.

Es ist in Vergessenheit geraten, dass Kandinsky schon früh auf den sensiblen Künstler aufmerksam wurde und ihn im Januar 1904 in der letzten Ausstellung der damals progressiven Künstlervereinigung »Phalanx« mit einer umfangreichen Präsentation des Frühwerks weiter bekannt machte. Kubin sollte im Fokus der wechselhaften, spannungsreichen Geschichte der Münchner Kunst bleiben: über die Gründung der »Neuen Künstlervereinigung München« bis hin zu den Aktivitäten des »Blauen Reiter«. Kandinsky und Gabriele Münter holten ihn durch zauberhafte, verführerische Briefe in die Farbenwelt der berühmten Künstlergruppe hinein, im Wunsch, Fantasie und Geistiges mit der angestrebten Synthese von »inneren und äusseren Eindrücken« zu verbinden.

Die von Annegret Hoberg kuratierte Ausstellung erhält einen neuen Aspekt der Geschichte des »Blauen Reiter«. Reiches Brief- und Fotomaterial aus dem sensationell umfangreichen Kubin-Archiv, das im Lenbachhaus liegt und nun digitalisiert ist, zeigen Kubin inmitten eines lebendigen Kreises von Künstlern, die sich gegenseitig wertschätzten und förderten. Die farbigen Bilder und Blätter aller Protagonisten des »Blauen Reiter« treten in Beziehung zu den Werken Kubins,

der selbst nur kurz mit farbiger Kleistermalerei und Gouachen im Stile Gauguins experimentierte. Im reichhaltigen Katalog, der zum ersten Mal den Briefwechsel Kubins mit den Kolleginnen und Kollegen veröffentlicht, lässt sich im Detail nachvollziehen, wie er, der sich der Münchner Szene entzog und 1906 endgültig in seine »Arche«, das Schloßchen Zwickledt in Oberösterreich, übersiedelte, dennoch präsent blieb. Neben einer Auswahl aus Kubins Œuvre bis 1920 sind in schöner Vollständigkeit die Publikationen zu sehen, die über München hinaus großen Eindruck machten: eben die bei Hans von Weber erschienene Mappe mit Faksimiles, der fantastische Roman »Die andere Seite« (1909), der die Zeitgenossen bis hin zu Kafka mit seiner atmosphärischen Dichte des Zerfalls zugleich verstörte und begeisterte, die feinen gespinnstartigen Zeichnungen der »Sansara«-Mappe von 1911, die sich verdunkeln und verdichten im Werk »Der Prophet Daniel« von 1918, das auf ein nicht zu Ende geführtes Bibel-Illustrationsprojekt mit Franz Marc und Paul Klee verweist. Der Krieg hatte alles unterbrochen. ||

PHANTASTISCH! ALFRED KUBIN UND DER BLAUE REITER

Lenbachhaus | Luisenstr. 33 | bis 17. Februar 2019 | Di 10–20 Uhr, Mi bis So/Fei 10–18 Uhr | Der Katalog (Wienand Verlag, 304 S., 142 Tafeln und zahlr. Abb.) kostet im Museum 32 Euro
Führungen: 9. Dez., 14 Uhr; 18. Dez., 18 Uhr; Sonntage, jeweils von 14–15 Uhr: 6. Jan., 26. Jan., 17. Feb.
Mitarbeiterführungen: 7. Dez., 16 Uhr; 15. Jan., 18 Uhr; 8. Feb., 16 Uhr | Dienstage, jeweils von 18–19 Uhr: 5. Feb., 12. Feb.
weitere Veranstaltungstermine: www.lenbachhaus.de

Anzeige

Landchafts
malerei

Zeitgenössische Positionen III
Neue Galerie Dachau
7. 12. 2018
bis 24. 3. 2019

www.dachauer-galerien-museen.de

Maler im Acker



Heinz Braun in seinem Atelier – »Im Schusterhäusl« | ca. 1977
© Fotografie Otfried Schmidt, München, Privatbesitz



»Faschingsprinz« | 1978 | Mischtechnik auf Leinwand,
100 x 120 cm | © Hannover Leasing GmbH & Co.KG, Pullach

Heinz Braun war Postbeamter, Hauptdarsteller bei Herbert Achternbusch und ein Schöpfer kraftvoller Bilder. In Fürstenfeldbruck erinnert eine umfassende Werkschau an den sensiblen Berserker und sinnlichen Expressionisten.

THOMAS BETZ

Seine erste Ausstellung hatte Heinz Braun 1974 in der Alten Schule in Germering. In Germering war Braun als Postbote tätig, vermutlich wurde da auch das eine oder andere Getränk kredenzt auf seiner Tour. Bekannt war das Unikum damals schon: als Schauspieler in den Filmen von Herbert Achternbusch. In »Das Andechser Gefühl« (1974) verkörperte der große, stattliche Mann mit dem markanten Kopf den Schulrat, in »Die Atlantikschwimmer« (1975/76) war er der dem Bademeister Herbert kongeniale Briefträger Heinz, in »Bierkampf« (1976/77) der 1. Neger, in »Servus Bayern« (1978) der Reporter Knallhart, in »Der junge Mönch« (1978) der Kardinal Heinz, dann noch in »Der Komantsche« (1979) der Chefarzt Froschauge. Schon in dieser ersten Ausstellung konnte man spüren, dass da ein Besonderer am Werk war, bestürzend deutlich wird das wieder in der Retrospektive seines Gesamtwerks in Fürstenfeldbruck.

Ein Kämpfer, ein sinnlicher Expressionist, ein ungebärdiger »Faschingsprinz«, so der Titel seines Selbstbildnisses von 1978, bei dem Braun sich von Lovis Corinth's »Selbstporträt am Walchensee« inspirieren ließ. Ein sensibler »Traumwart« (1983), der unter der Erde mit offenen Augen die Blumen wuchern hört. Ein nackter Mann in der Erde, eine Leiche, wie in seinem »Selbstbildnis im Acker« (1982). Da hatte der Maler schon die Diagnose Kehlkopfkrebs erhalten, eine erste Operation und Bestrahlungen hinter sich gebracht. Seine Produktion explodierte, in seinen Mischtechniken auf Papier entzündete er ein

Anzeige

STEFANIE UNRUH

Ich liebe dich, ich hasse dich

15. 12. 2018 – 10. 2. 2019

85354 Freising, Am Schafhof 1,
www.schafhof-kuenstlerhaus.de

Schafhof
Europäisches
Künstlerhaus
Oberbayern

bezirk

oberbayern

Briefträgers Heinz, allein auf der See? »Du hast keine Chance, aber nutze sie.« 1985 verschlechterte sich sein Gesundheitszustand, rapide. Er malte viel. Noch im Klinikum Großhadern, wo er 1986 mit 48 Jahren starb, schuf er viele schwarz-weiße Blätter mit Feder, Pinsel oder den Fingern – sein letzter Kampf ums Leben. Mit ihnen endet die Ausstellung im Museum Fürstenfeldbruck an der letzten Stellwand, so dass man wieder bei der biografischen Übersicht angekommen ist und bei dem mit einem Pegasus bemalten Postsack »Servus Bayern 1977«.

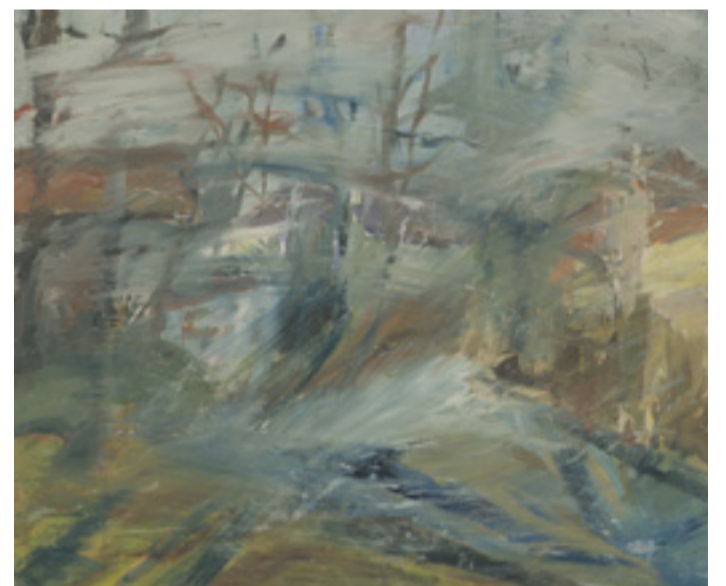
Mit der Kunst probiert hatte es der Postbeamte in den Pinakotheken, wo er mit dem Zeichenstift alte Meister und Impressionisten kopierte, bei einem Besuch auf der documenta 1972 beeindruckten ihn speziell Surrealistisches und der Fotorealismus. Braun nahm es genau. Ich habe ihn nicht persönlich kennengelernt, aber einmal zugeschaut, als er in Germering ein Titelblatt der »Bild«-Zeitung eins zu eins mit Bleistift kopierte. Der sonnige Nachmittag verging, unermüdlich, perfektionistisch arbeitete Braun sich zentimeterweise vor. Doch diese realistisch-surrealistische Werkphase, mit der die Ausstellung einsetzt, erwies sich als Sackgasse. Ende der 70er Jahre malte sich Braun immer spontaner, kraftvoller frei. Und verabschiedete sich als Frührentner vom Postdienst.

Im Dachboden einer Scheune hinter dem Waldgasthaus »Schusterhäusl« bei Germering hatte er sein Atelier, das nur über eine steile Stiege erreichbar war. Mit Schuhcreme setzte er einmal Figuren auf ein Türblatt, nachts. Er zog mit Vlado Kristl, dem experimentellen Filmemacher und Schriftsteller, hinaus in die Landschaft; auch bei eisiger Kälte bemalten sie Holz- und Spanplatten, auf dem Boden sitzend. Die Bauern schauten. Um dem reichten Braun der Erde gerecht zu werden, ihren Furchen, Schrunden und Zerklüftungen, mischte der Maler Heinz Braun Erde, Dreck und Kuhmist mit dem Bindemittel Caparol in die Farben.

Reich an Motiven ist die dicht gehängte Werkübersicht: kraftvolle Landschaften (auch in der Sparkasse präsentiert) und flirrende, schwirrende Blätter in (Bier-)Gärten, Blumen, Kämpfer, Artisten und der Krebsarzt Julius Hackethal, Viecher und symbolische Szenen, oft verblüffende Porträts befreundeter Menschen aus der Kulturszene, Menschen am und im Wasser. Der Sohn Alexander sowie viele Freunde und Sammler haben Leihgaben beigetragen. Jürgen Serke, der ein schönes Braun-Porträt im »Stern« publizierte, ist in einem Doppelbildnis mit Braun zu sehen – freundschaftlich im Gespräch, auf Stühlen am Strand vor einer riesigen Wasserwand: »Am Meereshimmel« (1984). Die Freunde haben auch Erinnerungen und Anekdoten beigesteuert zum Katalog: Galerist Klaus Lea und Galeristin Dany Keller, Vlado Kristl, die Schauspielerin Cleo Maria Kretschmer, die Fotografin Barbara Gass, Herbert Achternbusch und andere. »Ein Eigener sein«, so haben Museumsleiterin Angelika Mundorf und Kunsthistorikerin Verena Beaucamp die Ausstellung und den schön illustrierten, auch mit Fotos bestückten Katalog betitelt. Ein Mensch: Da ist ein Mangel. Da ist eine Sehnsucht. Weiß man, was daraus werden wird? ||

EIN EIGENER SEIN – LEBEN UND WERK DES HEINZ BRAUN (1938-1986)

Museum Fürstenfeldbruck | Fürstenfeld 6 | 82256 Fürstenfeldbruck | **bis 28. April 2019** | Di-Sa 13-17 Uhr, So/Fei 11-17 Uhr || **Sparkasse Fürstenfeldbruck** | Hauptstr. 8 | Mo/Di/Do, 8.30-12.30 Uhr, 14-19 Uhr, Mi 8.30-12.30 Uhr, Fr 8.30-15 Uhr || Die gleichnamige Begleitpublikation des Museums, hrsg. von Angelika Mundorf und Verena Beaucamp, (192 S.) kostet 14 Euro www.museumffb.de



»Ertrinkender in der Würm« | 1978 | Acryl auf Spanplatte, 50x60 cm
© Alexander Braun, Regensburg || **Mann im Acker** | 1983
Mischtechnik mit Erde, Bleistift auf Papier, 74,3 x 56,7 cm | © Privatbesitz



Anarchie und Zartheit



Barbara Gass: »Herbert Achternbusch, Buchendorf 1976«

THOMAS BETZ

Kennengelernt hat sie Herbert Achternbusch als Vater im Kindergarten der Elterninitiative, der gut kochen konnte und dessen VW-Bus die Kinder cool fanden, erzählte Barbara Gass im Gespräch mit Julia Cortiz beim Seerosenkreis-Festabend im Künstlerhaus, nach der Eröffnung ihrer Ausstellung. Bald danach stand sie bei Achternbusch vor der Kamera, in seinem ersten Kinofilm »Das Andechser Gefühl«, als Ehefrau des Lehrers, neben Margarethe von Trotta, Walter Sedlmayr und Laiendarstellern wie Heinz Braun und Alois Hitzenbichler.

In hellem Anzug, mit schmaler Kravatte, Schnurrbart und grüßend ausgestreckter oder gestikulierender Hand tritt Achternbusch einem am Eingang zur Ausstellung in den Clubräumen des Künstlerhauses entgegen. Dieses Foto datiert von 1973, und seither begleitete Barbara Gass Achternbuschs filmische Laufbahn, machte Fotos am Set und porträtierte den Künstler im Leben und bei der Arbeit, die ineinander übergangen. In zehn Filmen spielte sie mit.

Ganz in Weiß, mit einem Weißbier: Die Münchner Fotografin Barbara Gass hat den Maler, Schreiber und Filmemacher Herbert Achternbusch begleitet und porträtiert.

Ende der 50er Jahre hatte Barbara Gass an der renommierten Bayerischen Staatslehranstalt für Photographie das Handwerk gelernt, 1975/76 dort die Meisterklasse absolviert. 1976 ist der Bart ab,

bei Achternbusch, den sie in seiner Buchendorfer Wohnung am Tisch sitzend porträtiert. Wenn man sich den Fotos in der Ausstellung nähert, weiß man nicht, was einen mehr beeindruckt: die Sensibilität ihrer analog aufgenommenen Bilder, das Gefühl für den Moment des Menschen, der Szene, oder ihre Schönheit, ihre Komposition. »Herbert Achternbusch. Fotografien aus 30 Jahren« ist zugleich ein Künstlerkosmos, der viele Erinnerungen weckt an Filme, an Münchner Schauspieler. Eine Serie von Blicken und Kopfbedeckungen. Schön, dass man die Bilder mit nach Hause nehmen kann, im Buch von 1998 (Verlag das Wunderhorn,



Achternbusch und Heinz Braun bei den Dreharbeiten zu »Der Komantsche«, 1979 | Ganz in Weiß, als Dichter und Wilddieb mit Spitz und Weißbier, am Set von »Servus Bayern« – »Ambach, 1977« © Barbara Gass (3)

60 Abb., 19,50 Euro). Die späten Bilder zeigen Achternbusch ganz privat im Waldviertel, wo sein selbstbemaltes Haus steht: Tee trinkend, mit Tochter Naomi im Garten. Kein unberechenbarer Komantsche mehr, eher ein alter Krieger. ||

HERBERT ACHTERNBUSCH – FOTOGRAFIE AUS 30 JAHREN VON BARBARA GASS

Münchner Künstlerhaus | Lenbachplatz 8 | bis 21. Dezember Mo–Fr 10–17 Uhr nach Anmeldung unter 089 5991 8414 | Eintritt frei | www.kuenstlerhaus-muc.de



Eine Welt aus Seide und Zollstöcken – transportabel, im Koffer zu verstauen – Albert Hien: »ISYBOX« 1990 | Fundstücke, Holz, Papier, Seide, Beize, 310 x 410 x 40 cm || Ohne Titel | 1988 | Eisenblech feuerverzinkt, Wasser, Pumpe 220V, Petroleumbrenner, Sockel, 72 x 65 x 60 cm | © Albert Hien, Courtesy Walter Storms Galerie (2)



Der Münchner Bildhauer Albert Hien ist ein Meister der Verschiebung von Gegensätzen. Eine opulente Publikation widmet sich dem Œuvre der 80er Jahre, Galerist Walter Storms zeigt eine bezaubernde Werkschau.

Rauch spiralt in schöner Kurve nieder und verwandelt sich in einen Fluß, der von einem bogenartigen Bau überspannt wird, der zugleich ein Schiff ist, aus dessen Schornstein der Faden aufsteigt zu unendlicher Schlinge. Eine Metallzeichnung aus Draht von 2011 des Münchner Bildhauers und Akademieprofessors Albert Hien. Aktuell zu sehen bei Walter Storms, in seiner Villa in der Ismaninger Straße – eine zweite, intimere Galerie neben den großen Räumen in der Schellingstraße –, die der Galerist für spezielle Präsentationen und Einladungen nutzt. Die kleine, unbedingt sehenswerte Werkschau »scultura poetica«, widmet sich dem 80er-Jahre-Œuvre Hiens, der als Absolvent der Münchner Akademie gleich auf der documenta 7 1982 präsent war: mit einer Schienenbahn in Form eines Flugzeug-Umrisses, auf der ein motorisierte Propeller dahinfuhr. Seit 1984 stellt Hien bei Walter Storms aus, der den unermüdlichen, akribischen, erfindungsreichen Handwerker ins Herz geschlossen hat.

Im ersten Raum hängt steil an der Wand ein Balken aus genietetem Blech, der durch die Bögen eines römischen Aquädukts als Wasserstraße markiert ist – und durch den Dampf, ganz oben, aus dessen zwei Schornsteinen sich Brunnenstrahlen in ein Metallfass ergießen. Wasser und Blech: Diese schöne Geräuschkombination erinnert einen an eine andere Skulptur Hiens, die einst lange im Lenbachhaus Wasser spie, im Durchgangsraum am Fuß der Hintertreppe, neben der Toilette. Ein Mischwesen aus Aquädukt, Gießkanne, Trichter, Kanone und einem Zinkeimer mit Henkel als Brunnenbecken – im Untertitel »Serpentinata« augenzwinkernd kunsthistorisch kontextualisiert

mit dem manieristischen Prinzip der schlangenhaft spiralgewundenen Figur. Wiederzuentdecken ist es als Abbildung in dem opulenten Buch, das Albert Hien und Walter Storms herausgebracht haben. Eine Dokumentation der Werkkomplexe der 80er Jahre, instruktiv erläutert von Martin Henschel, in der man alle Facetten von Hiens poetischer Verbindung gegensätzlicher Funktionen und Prinzipien kennenlernt. Schön zu sehen, wie sehr durchdacht das Durchgespielte, wie klug, heiter, melancholisch und von feinem Witz das Spielrische seiner Konstruktionen sich über die Zeit hin erweisen. Etwa die frühen »Grotteschi« (1982/83), die das Klassische – das Hien bei seinem Romaufenthalt begegnete – als formales Schema nutzen, mit dem alltägliche und technologische Situationen umspielt werden: ein Heizkörper, an dessen Rippen gestapelte Marmorstücke als Säulen emporwachsen zu einem Tempel mit Giebel. Diese Marmorbruchstücke können auch als Triumphbogen eine Fensteröffnung füllen oder, ähnlich gestapelt, zwei einander abgewandte Stühle überspannen.

Die in der Ausstellung gezeigten Arbeiten stammen aus dem Elemente-Komplex ab 1983, meist mit einem Fokus auf Wasser und Feuer. In »Colosseum« (1985) kreisen drei Dampfer wie Kriegsschiffe in einem Teller des gleichnamigen Restaurants, mit einem ironischen Sidestep zu den antiken Nautischen, Schau-Seeschlachten. Oder zwei Gießkannen aus Zinkblech, die in intemem Dialog stehen, ja stecken: Die obere speit Wasser in den Schlund der unteren, die wiederum mit

Feuer, Wasser, Erde, Luft

einem Flämmchen, gleichsam Feuer anbietend, antwortet.

Der international prominent präsente Hien schuf übrigens auch den gewundenen GEMA-Brunnen (1989) neben dem Gasteig-Gebäude, vertrackte Fernrohr-Installationen in der Heckscher-Klinik und bei den Vereinten Versicherungen in Neuperlach, die schwebenden, interaktiven Vogelstimmen-Häuschen in der Grundschule Manzostraße (2007) sowie den Feuerwehrhaus-Brunnen (2000) in Riem. Ein weiterer Besuch sei empfohlen: Im Rückgebäude der Schellingstraße 48 präsentiert die Galerie Storms (bis 21. 12.) Werke von sieben Künstlerinnen im Übergangsbereich zwischen Skulptur und Bild: von Alice Aycock aus New York, Monica Bonvicini und der italienischen Avantgardeklassikerin Dadaimino über die Münchnerin Caro Jost bis zur Konzeptkünstlerin Karen Sander. Eine starke Präsentation, die einen Nachmittag im Museum aufwiegt.

Zurück zu Feuer und Wasser: Hiens Dekonstruktionen basieren auf den Prinzipien der poetischen Verkehrung, des witzigen Umspringens sowie der Metamorphose, sei sie gleitend oder motorisch. Noch ein Aquädukt: Wenn der umgekehrte Trichter als Vulkan seinen Brennstoff verbraucht haben wird, steigt er und senkt damit am anderen Ende des Balkens den Dampfer, dessen Schornstein sein Wasser in den zweiten Trichter ergießt. 1983 stellte Albert Hien seine »WELF«-Formel auf: Ein Ruderboot (barca) steht für Wasser, eine Schubkarre (carriola) für Erde, ein Zeppelin (dirigibile) für Luft(schiff), ein Auto oder eine Dampflokomotive für Feuer. Und die Welt, die Hien immer wieder auf den Kopf stellt, hat man – als mobile Bespannung zwischen Zollstöcken – in einem grünen Koffer jederzeit parat, zur raschen Montage. || tb

ALBERT HIEN – SCULTURA POETICA 1982–1990

Walter Storms Galerie | Ismaninger Str. 51 | Besuch nach Vereinbarung: 089 27370162 | Eintritt frei | www.storms-galerie.de | Die gleichnamige Publikation mit Texten von Martin Henschel (Kerber, 2018) ist reich illustriert (248 S.) und kostet 48 Euro

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnung mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

GRUPPE SPUR

KRISTALLWELT

Galerie Karl Pfefferle | Reichenbachstr. 47–49 Rgb. | **bis 19. Januar 2019** | Di bis Fr 13–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr | Schließstage im Dezember siehe: www.galeriekarlpfefferle.de

DAS GEHEIME LEBEN DER STERNE

Galerie Thomas Modern | Türkenstr. 16 | **bis 19. Januar 2019** | Mo bis Fr 9–18, Sa 10–18 Uhr www.galerie-thomas.de



Bernd Zimmer in seinem Atelier | © VG Bild-Kunst, Bonn 2018, Courtesy Galerie Thomas || **Bernd Zimmer: »Reflexion. Banyantree«** | 2018 | Acryl auf Leinwand, 200 x 160 cm | © Bernd Zimmer, Courtesy Galerie Pfefferle

»Ein junger Wilder wird 70.« In seiner Laudatio auf Bernd Zimmer gelingt es Beat Wyss, das Vernissagenpublikum in der Galerie Pfefferle von der Gültigkeit dieser anachronistischen Worte zu überzeugen. Der Schweizer Kunsthistoriker und enge Freund Bernd Zimmers entführt das Publikum in die Zeit ab 1977, in der Zimmer zusammen mit seinen Berliner Malerkollegen Salomé, Rainer Fetting und Helmut Middendorf unter dem Label »Junge Wilde« die Kunst mit einer expressiven figurativen Malerei von den politischen Dogmen der 68er befreite. Durch alle stilistischen Wandlungen hindurch sei der Künstler, so Beat Wyss, dieser Haltung treu geblieben, die ihn tatsächlich noch heute als »jung« und »wild« erscheinen lässt. Zum einen ist da das kompromisslose Bekenntnis zur Malerei als Medium und damit zur Farbe, die Zeichnung, Sujet und Motiv in den Hintergrund treten lassen. Zum anderen ist es die gestisch-abstrakte Malweise, die nie ins Formalistische abrutscht, sondern ihren Halt im Assoziativen, in der Imagination findet: Seit nunmehr 50 Jahren sucht Bernd Zimmer, der auch Religionswissenschaften und Philosophie studiert hat, seine Inspiration im Reisen. Um immer das Bewusstsein für Neues zu schärfen, zieht es ihn von seinem Atelier in Polling bei Weilheim regelmäßig in die Welt. Seine Erinnerungen an Russland bis Chile, Indien bis in die Südsee, transformiert er zu Hause im Atelier in eine rasche Acrylmalerei. Trotz größtmöglicher Abstraktion findet die Rückversicherung immer über den Gegenstand statt: Landschaft und Natur.

Tatsächlich sind es die Strahlkraft der Farben, die Poesie und Sinnlichkeit der großformatigen Malereien, die einen immer wieder aufs Neue überwältigen. Ob meditative Ruhe in den an Mark Rothko erinnernden »Wüstenbildern«, ob naturhaftes Erleben von Wasserspiegelungen in den »Reflexionen«, ob Farb- und Formenrausch in den neueren monumentalen Pilzbildern – der Rundgang durch die Ausstellung »Kristallwelt« in der Galerie Pfefferle konfrontiert einen mit unterschiedlichen Stimmungslagen: Landschaftsmalerei in der Tradition der Romantik, ganz auf der Höhe der Gegenwartskunst.

Dass Karl Pfefferle das Wirken Bernd Zimmers seit der Eröffnung seiner Galerie vor 35 Jahren begleitet hat, ergibt ein doppeltes Jubiläum: »Seit 35 Jahren arbeite ich mit Bernd Zimmer zusammen ... Das erste Mal war es 1983 in Rom. Bernd Zimmer hatte das begehrte Villa-Massimo-Stipendium bekommen und war von Berlin nach Rom gezogen. Ich konnte von dieser Reise ein Bild gerollt mitnehmen, eine Berglandschaft in blaugrünen Farben, das ich gleich in der Eröffnungsausstellung meiner Galerie gezeigt habe.«

In der parallel in der Galerie Thomas Modern stattfindenden Geburtstagsausstellung »Das geheime Leben der Sterne« reicht der Blick bis ins Universum: Der Laudator – diesmal ist es der Kunsthistoriker Walter Grasskamp – erwähnt den Sternenhimmel über der Sahara, der Bernd Zimmer 1998 zu seiner »Cosmos«-Serie inspiriert haben soll. In den neuesten Gemälden von 2017/18, die hier den Schwerpunkt bilden, formieren sich geschüttete Farben, Kleckse und Schlieren zu starkfarbigen Bildräumen, die kosmische



Sphären vorstellen: Bilder von meteorologischen Katastrophen, von Sonneneruptionen, gar vom Urknall selbst werden heraufbeschworen. Explosionsartige Farbverläufe schieben sich wie kosmische Nebel vor eine lichtdurchflutete Unendlichkeit. Wie in allen seinen Bildserien sind es abstrakte Farbmalerien, die sich aus Gesehenem ebenso wie aus Emotionalem speisen, hier aber vor allem dem Zufall Raum geben. || **ew**

HARALD RUMPF

BILLARD. Fotografien aus dem München der 80er Jahre

Gasteig, Glashalle 1. OG | 12. Dezember 2018 bis 10. Januar 2019 | täglich 8–23 Uhr Das gleichnamige Buch mit Texten von Andrian Kreye und Karin Sagner (dt., engl., frz.) erscheint im Aporia Verlag, München (176 Seiten, 75 Abb.), 38 Euro

In ein anderes München führen die Fotos von Harald Rumpf. Einerseits eine Zeitreise: »München in Fotografien der 80er Jahre« lautet der Untertitel der Ausstellung im Gasteig sowie des Buches. Das ist lange her, aber für viele noch nicht weit weg. Denn die Erinnerung arbeitet, und Nostalgie ist doch immer? Ein Blick in die Auslage einer »Boutique« freilich zeigt, das gibt es so nicht mehr auf der Hohenzollernstraße: Pelze, Strickwaren, ein Ensemble auf Velours dekoriert, drapiert um einen Windhund, dazu Fotoaufsteller mit stylischen Motiven aus »Harper's Bazaar«. Gut, dass man die Farben nicht sehen muss, denn Rumpf fotografierte Schwarz-Weiss, mit einer schönen Härte. Souvenirs von Reisen in die Stadt, durch die Straßen. Rumpf war damals Halbtagsvater zweier Kinder. »Was lag da näher als vor der eigenen Haustür zu fotografieren, oft mit dem Kinderwagen unterwegs, in Parks und auf Spielplätzen, bei Kindergeburtstagen und anderen Unternehmungen«, wird Rumpf im Buch zitiert. So zeigen die 75 Aufnahmen junge Kiss-Fans, ambivalente



Harald Rumpf: »Asphaltierer« | 1980 || **»Soldaten«** | 1980 © Harald Rumpf (2)

Szenen im Schwimmbad, nicht ganz radikale Punks, Aufgestylte im P1 und in der Kneipe. Ein Zug an der Zigarette, Luftballons warten auf Spickerwerfer. Alte Männer hinter der Scheibe des Billard-Salons. »Billard« hat Rumpf die Sammlung betitelt.

In München besuchte Rumpf 1976–78 die Bayerische Staatslehranstalt für Photographie, war danach freiberuflich als Fotograf und Journalist tätig, machte Filme und verlegte Bücher. Auch war er Mitgründer der Produzentengalerie und der Obdachlosenzeitschrift »Biss«. Das Millionendorf hatte sich zur Weltstadt mit Herz entwickelt und wurde immer mehr zur Geldstadt, wie wir heute spüren. Rumpf zeigt, was mit der Zeit verschwunden ist. Der »Alphaltierer« im Dampf setzt sofort Geruchserinnerungen frei, und dann fällt einem zu den 80ern vielleicht – ganz unfotografisch – ein, in wie vielen Straßen noch Kohlengeruch aus diesem und jenem Keller schacht stieg. Man entdeckt eine Stadt, in der man selbst gelebt hat. Fremde Momente. Zwischen geiler Zeit und toter Zeit. Tristesse, Ausbruchversuche aus dem Provinziellen des Alltags. Rätselhafte Szenen aus der Nähe. Kleine Sehnsüchte blinken auf. Soldaten verweilen in der schon sinkenden Sonne. Vor dem Biergarten-Häusl am Elisabethmarkt, das gibt es noch. || **tb**

EIN HUT, EIN STOCK, EIN OBERTEIL

ART-WOOL und Ina Ettliger

Galerie Bezirk Oberbayern | Prinzregentenstr. 14 | **bis 1. Februar 2019** | Mo bis Do 7–17, Fr 7–13 Uhr | **22. Jan.**, 18.30 Uhr: Ausstellungsführung in leicht verständlicher Sprache mit Gebärdensprachdolmetscher (Anmeldung: galerie@bezirk-oberbayern.de)

Sowohl die bizarren Stofffiguren von Ina Ettliger als auch die poppigen Wollmalereien des Künstlerduos ART-WOOL animieren zum Berühren. Ihre auffällige Erscheinung wie auch ihre besondere Materialität will mit allen Sinnen begriffen werden – im wahrsten Sinne des Wortes: Deshalb werden auch eigene Tastführungen im Rahmen des Inklusionsprogramms der Galerie angeboten, die sich an blinde wie an sehende Besucher richten. Denn erst durch die haptische Erfahrung lassen sich die Eigenschaften dieser Kunstwerke völlig erfassen: die unterschiedliche Stofflichkeit der Strukturen und Füllungen bei den Figuren von Ina Ettliger und die reliefartige Oberfläche der handgestrickten und mit Acrylfarbe bemalten Wollflächen von ART-WOOL. Beide Positionen besetzen mit ihren ungewöhnlichen Verfahren Nischen der bildenden Kunst.



Ina Ettliger: »Alias« | 2018 | Kleidungsstück, Polyesterwatte, Toner auf Papier, Maße variabel | © Ina Ettliger

ART-WOOL, das sind die Grafikdesignerin Angela Osman (geb. 1964 in München) und der Maler Martin Brauner (geb. 1961 in Dinkelsbühl). Ausgehend von einem Rest Wolle haben sie seit 2010 ihr Konzept mit den handgestrickten Leinwänden entwickelt, die sie einfärben und in Rahmen einspannen. Ihre plakativen Motive, die an die Pop-Art der 60er Jahre erinnern, gestalten sie am Computer und übertragen das Layout mithilfe von Schablonen, mit Acrylfarben und Lacken auf die Strickwerke. Die Veränderung der Oberflächen ist offensichtlich: Die bemalten Stellen liegen tiefer, optisch wie haptisch entsteht der Eindruck eines Flachreliefs. Inzwischen sind mehrere Motivreihen entstanden, etwa die der weiblichen Accessoires: Handtaschen, Schuhe, Kleidung. Oder die neuere Serie mit Architekturen und Innenräumen, und schließlich die Porträtreihe mit Schauspielern und Politikern. In manchen Arbeiten dominieren englischsprachige Textzeilen, deren Wortwitz die Motive erläutern sollen: »My Outside is not My Inside« steht etwa neben einem Kaktus und der grafischen Darstellung eines Gehirns. Oder »My Bra is My Heart« ist neben der Darstellung eines BHs zu lesen. MY ist dabei inzwischen zum Logo avanciert und taucht in jedem Werk mehr oder weniger sichtbar auf.

Die poppigen Wollbilder werden durch die Fantasiefiguren von Ina Ettliger (geb. 1969 in München) vorzüglich ergänzt. Angesiedelt im Grenzbereich zwischen Knautschfigur und surrealistischer Plastik bedienen die Objekte sinnliche Erlebnisse, die einem strengen Kunstbegriff bewusst zuwiderlaufen: kindliche Freude an der Erkundung von Fantasiewesen, Lust am Ornament, Schwelgen in opulenten Farb-, Form- und Materialfindungen und nicht zuletzt Humor. Es ist das Surreale, das Wuchernde, Opulente und Deformierte dieser ausgestopften Kleidungsstücke, das fasziniert, weil es sich formalen Gesetzen und Regeln entzieht, von Ordnung und Norm abweicht, ins Vegetative und Irrationale weist, sich in seiner greifbaren Körperlichkeit auf wundersame Weise sogar aufzulösen scheint. Dabei geht Ina Ettliger durchaus kalkuliert vor. Flohmärkte werden nach Stoffen und Kleidungsstücken durchsucht, Muster- und Farbkombinationen analysiert und kombiniert. Teile werden aufgetrennt, neu zusammengesetzt, ausgestopft und auf ihre räumliche und skulpturale Wirkung hin überprüft, bis die Gebilde eine Autonomie entfalten, die sie als exotische körperhafte Wesen glaubwürdig erscheinen lassen. Die Papiercollagen an den Wänden zeigen einmal mehr das präzise Formempfinden der Künstlerin: bizarre Geflechte, die sich von der Zwei- in die Dreidimensionalität entwickeln. || **ew**



ART-WOOL: »My Dress is My Skin« | 2015 | Acryl auf Wolle, 110 x 130 x 20 cm | © ART-WOOL

Land in Sicht?



Tannerhof-Hüttenturm: Diese Berghütte befriedigt auch urbane Ansprüche
© Stefan Müller-Naumann

Florian Naglers Kuhstall für einen landwirtschaftlichen Betrieb bei Dietramszell | © Florian Holzherr

Alle reden darüber, wie sich das Leben auf dem Land verändert. Das Thema beschäftigt Kulturwissenschaftler, Künstler und Heimatpfleger ebenso wie Architekten, Landwirte und Gemeinderäte. Und der Deutsche Werkbund Bayern fragt, wie es mit dem Dasein außerhalb der Städte weitergehen kann.

CHRISTIANE PFAU

In den Städten wird es eng und enger, auf dem Land dagegen ist Platz zur Entfaltung. So sieht es zumindest aus. Aber nur, wenn man nicht genauer hinschaut. Tatsächlich strangulieren Vorschriften, die man sehr oft nicht nachvollziehen kann, und ein eklatanter Mangel an Fantasie die »blühenden Landschaften«. Das Kloster Schlehdorf bei Kochel, Blick auf die Alpen, eingebettet in schönsten oberbayerisches Bilderbuchidyll, ist ein interessanter Ort, um ein Symposium mit dem Titel »Land in Sicht?« abzuhalten. Die verbliebenen 30 Missions-Dominikanerinnen planen ihre Zukunft seit Jahren. Sie sind aus dem Kloster aus- und in ein benachbartes Apartmenthaus eingezogen, das den Bedürfnissen im Alter weitaus mehr entspricht als der ehrwürdige Klosterbau, der sollte verkauft werden. Diverse Interessenten wurden von Schwester Josefa Thusbaß durch das Haus geführt. Am Ende machte das Rennen die Münchner Genossenschaft WOGENO. Zusammen mit den Klosterschwestern will die WOGENO im alten Kloster das »Cohaus Schlehdorf« als Gäste-, Seminar- und Atelierhaus etablieren. Peter Schmidt, Geschäftsführer der Cohaus München GmbH und Vorstandsmitglied der WOGENO, sagt: »Es geht bei einem solchen Übergang um Werte. Wir können vom Kloster viel lernen, z. B. wie Clusterwohnungen funktionieren. Wie kann man in Gemeinschaft, aber mit individuellen Rückzugsmöglichkeiten leben?«

Die Frage nach der Gemeinschaft ist ein zentraler Punkt in der Diskussion über die Möglichkeiten des Landlebens: Susanne Burger, Professorin für Landschaftsarchitektur an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf, erklärt anschaulich, wie die ertragsgetriebene Landwirtschaft mit ihren Monokulturen den Lebensraum von Flora und Fauna – und damit

auch die Attraktivität des Landlebens – zunehmend zerstört. Monostrukturen wie eintönige Felder, auf denen kilometerweit Mais als Tierfutter und Raps zur Kraftstoffgewinnung für Autos angebaut wird, verdrängen die Austauschfunktionen in der Kulturlandschaft. Burger benennt die Zielsetzungen, die kein Widerspruch sind, sondern sich vielmehr unbedingt ergänzen müssten: Sie plädiert für Vielfalt – und dies ist genau die Eigenschaft, die auch die Urbanität, also das gelungene Stadtleben, ausmacht. Beim Leben auf dem Land müsse man vom Gemeinwesen Stadt lernen. »Der funktionale, soziale und emotionale Gesamtzusammenhang der Landschaft und ihrer Bewohner muss wieder als Wert erkannt werden«, sagt Susanne Burger. »Wenn die Landschaft Lebensraum sein soll, muss ein neues Regelsystem entwickelt werden.«

Und hier stecken die Überlegungen fest: »Jede Veränderung wird abgelehnt«, sagt Josef Niedermaier, Landrat in Bad Tölz-Wolfratshausen. »Das schreit nach vernünftigen Entscheidungen, die aber kaum getroffen werden.« Florian Nagler, Architekt und Professor an der TU München, betont die Einbindung von Bauwerken in die jeweilige Topografie. Das können »Hüttentürme« auf dem Areal des Tannerhofs in Bayrischzell sein, also Berghütten, die kleine Grundflächen, dafür aber drei Etagen haben, oder ein Kuhstall, der wie eine Kathedrale aus Holz, Licht und Luft anmutet. Für die Gemeinde Fischbachau hat er ein ganz neues Dorf entwickelt: dichter und höher in der Anordnung der Wohnhäuser, mit weniger Flächenverbrauch und mehr nachbarschaftlicher Nähe, einem Dorfkern, einem Wirtshaus und Begegnungsmöglichkeiten. Die Lokalpolitik entschied sich für die klassische Einfamilienhausssiedlung und lehnte Naglers Vorschlag ab.

Mit welchem Sinn und auch mit welcher Ästhetik komplexe Strukturen gefüllt werden, steht meist nicht auf der Agenda der Gemeinderatssitzungen. Werner Pawlovsky, Kreisbaumeister in Miesbach, beklagt die Ignoranz und die Gleichgültigkeit vieler Bauherren und den Mangel an Verständnis für örtliche Gegebenheiten. Umso wichtiger sei es, auf gute Beispiele aufmerksam zu machen, um einen Lerneffekt in Gang zu setzen. Christoph Schreyer, Leiter des Baureferats des Bezirks Oberbayern und von 2004 bis 2015 Kreisbaumeister in Garmisch-Partenkirchen, sprach das problematische Thema »Gewerbegebiet« an: Viele Ortschaften haben außer der Gewerbesteuer keine Einnahmequellen. Deshalb werden vor den Toren Gewerbeflächen ausgewiesen und mit Super- und Baumärkten bestückt, die man nur noch mit dem Pkw erreichen kann, während der Einzelhandel im Ortskern stirbt. Er fordert eine Änderung des Gewerbesteuergesetzes und die Entwicklung alternativer Einnahmequellen. Diese könnten mit Menschen verbunden sein, die von der Stadt aufs Land ziehen wollen. Voraussetzung sind jedoch flächendeckende leistungsfähige Kommunikationsnetze, ein Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs und die nötige infrastrukturelle Versorgung. Denn erst dann wird das Landleben auch für Personen interessant, die urbane Strukturen lieben.

Was es braucht: den politischen Willen, den gesunden Menschenverstand walten zu lassen und überholte oder gar sinnlose Regeln und Gesetze zu ändern. Hier ist es Aufgabe des Werkbunds, sich auf seine Geschichte zu besinnen und nicht nur Denkmodelle anzustoßen, sondern verstärkt offensiv Entscheidungsprozesse mitzugestalten. Dazu braucht es Menschen, die entschieden gegen den Strom schwimmen – wie der Landwirt, der als

Selbstversorger genau so viel anbaut, um seine Familie und seine Mitarbeiter zu ernähren, dabei gleichzeitig den emotionalen Wert der Lebensmittel an seine Kundschaft vermittelt und nur so viele Kühe im Stall hat, dass sie sich auch mit Hörnern auf dem Kopf nicht gegenseitig in die Quere kommen. Weniger Kühe, kleinere Felder, kleinere Geräte: Das funktioniert tadellos – widerspricht aber in vielen Punkten dem bayerischen Landwirtschaftsgesetz, das wiederum den EU-Richtlinien unterliegt. Der Werkbund könnte diese Haltung gegen die Monokultur in den Köpfen in sein Spezialgebiet Form und Funktion übertragen und so die wichtige Diskussion, wie man auf dem Land künftig leben kann, mit Verve aus ihrer Bräsigkeit befreien. ||

Anzeige

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

**GEMEINWOHL
ÖKONOMIE** Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99759-0
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

Tradition und Update

Mozarts »Cosi fan tutte« ist im Dezember gleich zweimal zu sehen, in sehr verschiedenen Varianten.

WOLF-DIETER PETER

Sie machen es auf ganz verschiedene Weise, wenn auch zur gleichen Musik: die beiden »Cosi fan tutte«-Ensembles. Im Nationaltheater taucht für drei Vorstellungen die Interpretation des einstigen Münchner »Starduos« Dieter Dorn-Jürgen Rose wieder auf. Sie hatten Mozarts erotisches Partnertauschspiel für die Ludwigsburger Festspiele 1984 erarbeitet und 1993 für das Cuvilliestheater aufgefrischt. Aus diesem idealen Rahmen wurde die Inszenierung dann ins Nationaltheater transponiert, was der Raffinesse der Dorn'schen Personenregie in Roses halb modernen, rest-rokokoesken Kostümen abträglich war. Dorn-Rose behielten auch die eher ungläubwürdige, klamauknahe Maskerade der Männer in Richtung »türkisch-vorderorientalisch« bei, über die der Musiktheaterfreund sich eher hinwegtrösten muss und durch das damals schon sehr zeitgenössisch wirkende Finale entschädigt wird: ein Trümmerfeld mutwillig kaputt gespielter Beziehungen. Der jetzigen Kleinserie mit teils neuem Solistenensemble wird wohl insbesondere Dirigent Ivor Bolton musikalische Glanzlichter aufsetzen.

Ganz anderes erwartet die Besucher der Neuinszenierung im Prinzregententheater: ein »Schnellkurs für Liebende«. Für die zweite musikalische Premiere im Jubiläumsjahr »25 Jahre Theaterakademie August Everding« hat Präsident Drescher

Theaterakademie August Everding »So machen's alle« mit Tianji Lin, Christian Lange, Ayelet Kagan, Gabriel Rollinson, Celine Akcag, Henrike Henoch (v.l.) | © Jean-Marc Turmes



das Münchner Kammerorchester unter seinem Chefdirigenten Clemens Schuldt und für die Regie den Folkwang-Professor Bruno Klimek gewonnen. Schuldt und Klimek haben eine spezielle deutschsprachige Fassung erarbeitet: Streichung aller Chorszenen und einiger Arien; Straffung der Rezitative und gelinde Modernisierung der deutschen Sprache – Ziel ist eine Spieldauer von etwa zwei Stunden, eventuell sogar pausenlos. Regisseur Klimek will die Einheit von Zeit und Ort. Alles ereignet sich an einem Tag, zu sieben Tageszeiten von morgens bis Mitternacht; auf die weite, leere Bühne flattert ein Notenblatt und ein junger Regisseur namens Alfonso sucht für diese Musik dann zusammen mit seiner jungen Assistentin Despina vier junge Darsteller – heutige Menschen, die von Anfang an alles wissen und in der Verkleidungsmöglichkeit so etwas wie »Lebenswürfe« ausprobieren. So sind dann auch keine exotischen Verkleidungsalbernheiten Marke »türkische Bärte« zu

erwarten: die jungen Normalo-Männer verändern sich zu »verrückten Künstlern«, wie sie unsere PR-durchseuchte Kunstwelt regelmäßig von Pop bis Pinakothek hervorbringt. Das von Mozart und da Ponte als zeitlos erkannte und gestaltete gefährliche Spiel mit der Liebe sieht auch Regisseur Klimek als gültig in einer sich »cool« gebenden Generation. Die nach allem Partner-Hin-und-Rück-Tausch bleibende mentale und emotionale Verstörung wird nicht aufgelöst – ob da die weite Leere der Bühne ein Bildsymbol ist? Mozarts »Cosi« könnte so auch 2018/19 lebensnah spannend erscheinen. ||

MOZART: COSÌ FAN TUTTE
Nationaltheater // Prinzregententheater | 1., 3. Dez. | 18 Uhr // 4., 6. Dez., 9., 11., 13. Jan. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 21851970 (für beide) | www.staatsoper.de, www.theaterakademie.de

Der Momo-Effekt

Schlauer als der Rest der Welt – Michael Endes »Momo« ist jetzt auch ein Star der Opernbühne.



»Momo«, Kostümentwurf von Tanja Hofmann | © Tanja Hofmann

INGRID LUGHOFFER

Michael Endes preisgekrönter Märchenroman »Momo«, der seit 45 Jahren die Menschen bewegt, ist heute aktueller denn je. Das Staatstheater am Gärtnerplatz bat Wilfried Hiller um Musik und legt die poetische Familienoper über das Geheimnis der Zeit unter den Weihnachtsbaum. »Erkenne dich selbst«, könnte am Eingang des Amphitheaters stehen, in dem Momo ihre Freunde durch Zuhören unterstützt, sich treu zu bleiben. Doch sie leiden zunehmend an Zeitmangel und Effizienzdruck, ausgelöst durch verführerische graue Herren. Wirkt die Kunst des Mädchens auch gegen dieses fremdbestimmte Handeln? Im Gärtnerplatztheater werden Antworten gesucht. Momo, Gigi Fremdenführer, Beppo Straßenkehrer, die Schildkröte Kassiopeia, Meister Hora und die grauen Herren, sie alle sind auf der Bühne zu finden. »Hiller und Textdichter Wolfgang Adenberg bleiben in der Uraufführung genauso nahe am Roman wie die fantasie- und liebevolle Inszenierung von Nicole Claudia Weber«, erklärt Dramaturg Michael Alexander Rinz. Die Hauptrolle ist im Sinne des Erfinders keine singende Heldin. »Momo war für mich von Anfang an eine Schauspielerin, da sie durch Zuhören den Menschen hilft«, ergänzt Wilfried Hiller. Der Komponist war ein guter Freund und künstlerischer Partner des 1995 verstorbenen Schriftstellers Michael Ende und widmete sich mehrmals dem Märchenstoff, in München nun das erste Mal in einer Opernfassung in Zusammenarbeit mit Michael Brandstätter, der die musikalische Leitung übernimmt. Zwei bis drei Uraufführungen präsentiert das Gärtnerplatztheater pro Saison und schön, wenn sie nicht verschwinden,

sondern andere Häuser inspirieren: »Liliom« und »Pumuckl« sind diese Spielzeit in Innsbruck bzw. Gießen zu sehen, und »Momo« scheint ein weiterer Garant für Erfolg zu sein. Doch mehr noch, es ist eine posthume Hommage: »Michael Ende hat mir immer wieder seine eigenen Melodien vorgespielt, die er zur Gitarre sang. Ich habe sie Gigi in den Mund gelegt. Die Melodien ziehen sich durch das ganze Stück«, beschreibt der Komponist seine Herzensangelegenheit. »Für Michael Ende war die asiatische Kultur ein wesentlicher Punkt in seinem Schaffen. So wurde Meister Hora zu einer Art Konfuzius. In seinen Szenen erklingen 18 nordindische Klangschalen und eine Viola d'amore. Die grauen Herren werden mit japanischen Trommeln durch das Stück gejagt. Dieses Musiktheater lebt durch die Spannung zwischen den beiden Kulturen, die durch Momo verbunden werden.« Es sind die Träume, die zählen, die eigenen Gedanken, nicht die Optimierungen, die eine Welt der Entfremdung anbietet. Am Ende geht es um die Selbstbestimmung, und das ist eine Botschaft, die die Großen wie die Kleinen etwas angeht. Und die ein kleines Mädchen mit Herz und Hirn den Menschen mit auf den Weg gibt. ||

MOMO – FAMILIENOPER
Gärtnerplatztheater | 16. Dez. | 18.00 Uhr | 17., 20., 21., 28. Dez., 3., 4., 9., 10., 18. Jan. | 19.30 Uhr | Tickets: 089 21851960
www.gaertnerplatztheater.de

Anzeigen

VERSCHENKEN SIE UNS!
ABONNEMENT 2019

JCOM
JEWISH CHAMBER ORCHESTRA MÜNCHEN

200 JAHRE OFFENBACH 9.2.19 FLIMMERKAMMER#5: NERVEN 9.4.19
MIECZYSLAW WEINBERG: ORCHESTERKONZERT 21.5.19
Kammer 1, Münchner Kammerspiele
1. PK € 90 / 2. PK € 72 WWW.JCOM.DE/ABO

Die Verfolgung der Zeugen Jehovas in München 1933-1945

27|09|2018-06|01|2019

NS-Dokumentationszentrum München
www.ns-dokuzentrum-muenchen.de



Heidehasen, Marina Granchette, Burkhard Kosche,
Georg Roters | © Franziska Reng

Wagnerhasen, aufgefrischt

Der »Sängerkrieg der Heidehasen« war ein Kinderhit der Fünfziger. Und macht noch immer Spaß.

STEFAN FREY

»Wer wird siegen, wer wird diesmal wohl der beste Sänger sein? Gottgelobt, ihr werdet's hören, stellt das Radio nur gut ein!« – So begann am 7. September 1952 die Ursendung des »Sängerkriegs der Heidehasen« im Bayerischen Rundfunk. Ausgeheckt hatte dieses Hörspiel der damals 26-jährige James Krüss; Rolf Wilhelm komponierte die Musik dazu, und namhafte Schauspieler wie Charles Regnier und Franz Muxeneder sangen mit. Die parodistische Verlegung des Wagnerschen Sängerkriegs von der Wartburg ins Hasenmilieu der 50er Jahre traf den Nerv der Zeit. Gegen die korrupten Machenschaften der alten Hasen, des Gesangsministers und des Musikdirektors Wackelohr, siegt nämlich der freche Heidehase Lodengrün mit einem improvisierten Jodler und gewinnt so die hübsche Prinzessin, die König Lamprecht VII. als Preis ausgesetzt hat. Seit das Hörspiel 1958 auf Schallplatte herauskam, hat es eine treue Fangemeinde, zu der, neben den Kindern, viele Erwachsene zählen. Dass sich darunter auch Dominik Wilgenbus befindet, wird niemanden verwundern, der den verspielt skurrilen Humor des Münchner Regisseurs und Tausendsassas kennt. Für ihn geht mit seiner Neuinszenierung im Hofspielhaus, wie er sagt, »ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung: Ich bin mit dem Hörspiel aufgewachsen und finde den unerhörten Charme der Geschichte und die liebevolle und gekonnte Art, in der sie erzählt wird, vorbildlich – getreu dem Motto »Für Kinder nur das Allerbeste«.

Wilgenbus wäre nicht Wilgenbus, hätte er den »Sängerkrieg der Heidehasen« nicht selbst bearbeitet und zwar, darauf legt er besonderen Wert, den »Urtext des Hörspiels und nicht die spätere Bühnenumfassung«. Auch die Musik hat er neu arran-

giert, zusammen mit Georg Roters, der zugleich einer der nur drei Darsteller ist. Er spielt den Lodengrün, zwei Nebenrollen sowie Bratsche und Klavier. Das tut auch Burkhard Kosche, ansonsten Mitglied des Bayerischen Staatsopernchores, außerdem spielt er noch Geige, Direktor Wackelohr, Lodengrüns Mutter, Otto Lampe und König Lamprecht. Die übrigen Rollen sowie den Akkordeonpart übernimmt Marina Granchette, die im Hofspielhaus bereits beim Musical »Der verrückte Handyladen« dabei war. Wie musikalische Miniaturen im Taschenformat auf der winzigen Bühne des Hofspielhauses funktionieren, hat Wilgenbus wiederholt bewiesen (etwa mit dem Offenbach-Einakter »Herr Blumenkohl gibt sich die Ehre«). Es braucht dazu nur ein spielfreudiges und sangeskundiges Ensemble, das sich an diversen Instrumenten selbst begleitet, und die schrägen Kostüme von Uschi Haug. Auf ihre Hasenohren darf man gespannt sein, genauso wie auf deren Träger und die wilden Sprünge, die Wilgenbus zu dieser Hoppelette eingefallen sind. Nur eines steht jetzt schon fest, nämlich wie diese knapp einstündige Aufführung enden wird: »Ach, wie ist es doch erfreulich, wenn einmal das Gute siegt, wenn wie hier der beste Sänger wirklich die Prinzessin kriegt.« ||

DER SÄNGERKRIEG DER HEIDEHASEN

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8

1., 2., 8., 9., 22., 23. Dez., 19., 27. Jan. | 14.30 Uhr

Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

Nicht nur für Trucker

Bluegrass ist eine verkannte Form avancierter Folk Music. Ein Minifestival präsentiert die Nische.

DIRK WAGNER

Sein Vater hatte auf dem amerikanischen Flughafen gearbeitet und somit auch Zugang zur Bibliothek der amerikanischen Streitkräfte gehabt. Dort entdeckte er jene Bluegrass-Scheiben, die daheim auch den Sohn Rainer Zellner begeisterten. Prompt wechselte der Junior vom Gitarrenspiel zur Mandoline, die laut Zellner nur im Bluegrass wirklich zur Geltung kommt. »Sonst wird sie ja eher belächelt«, sagt er, der später auch begann, Bluegrass-Konzerte zu veranstalten. »Bluegrass ist ohne Blues nicht vorstellbar, dieser Mix aus weißer und schwarzer Musik, aus dem schließlich die Rockmusik hervorging«, schwärmt Zellner und nennt als prominentes Beispiel Elvis Presleys Aufnahme von Bill Monroes »Blue Moon Of Kentucky«. Trotzdem habe diese urtümliche Musik in Deutschland nie die ihr gebührende Anerkennung erfahren, was der 63-jährige Hesse vor allem der anti-amerikanischen Grundhaltung seiner Generation zuschreibt. Das Folkrevival beispielsweise, das in den Siebzigern auch Deutschland erreichte, bezog sich hierzulande nämlich mehr auf einen Irish Folk der Dubliner oder der heimischen Volksmusik. Amerikanische Musik hätte hier nur als Ausdruck einer schwarzen Kultur Fuß fassen können. Der Bluegrass sei dagegen als Cowboymusik belächelt worden. Darum erreichten auch die von Zellner organisierten Tourneen mit Szenegrößen in Deutschland nur ein kleines Insiderpublikum.

Um also mehr Aufmerksamkeit für Bluegrass zu wecken, tourt Zellner seit zehn Jahren mit einem Festival, das ihm die Möglichkeit gibt, neben den Stil-Originalen auch Vertreter von Musikrichtungen wie etwa Countryswing oder Blues einzuladen, die die vielen Wurzeln des Bluegrass aufzeigen. Damit



The Brother Brothers | © Justin Camerer

garantiert die Bluegrass Jamboree, wie Zellner die Zusammenkunft nennt, seit zehn Jahren ein abwechslungsreiches und dennoch in sich schlüssiges Programm. In München einst im Amerikahaus angesiedelt, veranstaltet Zellner sein Jubiläumsfest in München mit Unterstützung der Stiftung Bayerisches Amerikahaus und dem örtlichen Veranstalter Club zwei nun im Technikum nahe dem Ostbahnhof. Unter dem Motto »Looking Back to the Future« werden heuer Künstler präsentiert, die laut Veranstalter »die Inspiration für ihr eigenes kreatives Schaffen aus den ursprünglichen Wurzeln von Bluegrass, Folk und akustischem Oldtime Country schöpfen und daraus spannende Musik für die Zukunft schaffen.« Bill and The Belles aus Virginia erinnern dabei mit ihrem Mix aus Oldtime Fiddle Tunes, Swing, Gospel, Blues, Bluegrass und Balladen an die texanischen Radioshows der 30er Jahre. Die eineiigen Zwillinge Adam und David Moss aus Brooklyn bieten als The Brother Brothers eine Sangeskunst, die den Stil der Everly Brothers aufgreift, mitunter aber auch an Simon and Garfunkel erinnert. Und schließlich offerieren die in der Fachpresse gefeierten Jeff Scroggins & Colorado mit einer Besetzung, die zwei Generationen Musiker vereint, ein Bluegrasskonzert, das auch zukunftsweisende Spielarten wie Newgrass oder Jamgrass aufgreift. Mal was anderes. ||

10. BLUEGRASS JAMBOREE

Technikum | Speicherstr. 18 | 10. Dez. | 20 Uhr

Tickets: 089 54818181 | www.bluegrassjamboree.de



Bill and the Belles | © Billie Wheeler

Anzeige

RESIDENZ THEATER

3x RESI

ALS GESCHENK

MIT DEM GESCHENK-ABO 3x INS CUVILLIÉSTHEATER
MIT DEM WEIHNACHTSPAKET 3x INS RESI

WWW.RESIDENZTHEATER.DE/GESCHENK-ABO

Stimme der Vernunft

Konstantin Wecker singt antifaschistische Lieder.
Ein Album der Notwendigkeit.

RALF DOMBROWSKI

Natürlich ist auch Konstantin Wecker ein Verführer. Denn er weiß um die Kraft seiner Worte, seiner Stimme, seiner Musik. Aber er ist sich auch der Verantwortung bewusst, die ihm damit von so etwas Diffusem wie dem Zeitgeist, der Ethik oder gar der Moral übertragen wird. Und im Vergleich zu manchem Sprücheklopfer hierzulande, der Boss im Bizeps, aber Lauch im Hirn hat, nimmt er diese Aufgabe ernst, die ihm als öffentlicher Person zukommt, und erhebt die Stimme des Protestes gegen die Einfalt, auch mit 71 Jahren noch voller Wut über die Dummheit eines Menschenschlages, der sich in der Bequemlichkeit unreflektierten Denkens eingerichtet hat. Konstantin Wecker regt sich auf, es geht gar nicht anders angesichts von Chemnitz und Salvini, dem »Vogelschiss« und Fanatismus, der wieder hoffähig zu werden droht, überhaupt der Bigotterie des Neoliberalismus, der von einem Wirtschaftssystem längst zu einer lächelnd verachtenden Denkhaltung geworden ist. »Deutschland weint, wenn Mexiko im Fußball gewinnt, und schaut weg, wenn 600 Flüchtlinge im Mittelmeer ausharren und Italien die Häfen dichtmacht«, heißt es an einer Stelle des »Willy 2018«, einer kommentierenden Neufassung seiner rund vierzig Jahre alten Anklage gegen die Gewalt des rechten Kleingeistes. »Man könnte um Deutschland weinen, der Mob fühlt sich schon im Parnass. Erst wollten wir uns vereinen, und jetzt eint uns nur noch der Hass«, singt er in »Ich habe Angst«, einem von 16 Liedern, die er unter dem Signum »Sage Nein! Antifaschistische Lieder 1978 bis heute« veröffentlicht hat.

Es ist ein Album mit Neuaufnahmen von Songs wie »Vaterland«, »Die Weiße Rose« oder dem Titelstück, aber auch mit aktuellen Liedern wie »Das Leben will lebendig sein«, in verschiedenen Besetzungen, stellenweise live dokumentiert, dann wieder nur der Mann, das Mikrofon und sein Klavier im Studio. Möglichst viele Menschen sollen es hören, deshalb wird es für einen symbolischen Betrag verkauft, der darüber hinaus als Spende an die Antifaschistische Informations-, Dokumen-

tations- und Archivstelle München (a.i.d.a.) überwiesen wird. Konstantin Wecker kann nicht anders, und das ist gut so. Denn er hat diese Empathie, die seine Worte zu Statements eines mündigen Künstlers werden lässt, der weiß, warum er Menschlichkeit einfordert, weil sie zu seiner tiefen Überzeugung gehört. Er hat aber auch diese Emphase, die seiner Musik eine Dringlichkeit verleiht, die angesichts des gesellschaftlichen Pingpongs von Gleichgültigkeit und Hysterie der Selbstgerechten aufrüttelt. »Ich bin kein Patriot«, singt er weiter, »weil nur Idioten diesem billigen Lockmittel verantwortungsloser Menschenfänger auf den Leim gehen. Nationalismus ist eine lebensbedrohende Seuche und Patriotismus dasselbe im folkloristischen Gewand«. Starke Worte, aber auch welche mit Tradition und klarer, einleuchtender Botschaft: »Walter Benjamin entlarvte den Faschismus einst als Ästhetisierung von Politik ... Es wird Zeit, dass wir dafür sorgen, dass die braune Brühe nicht noch weitere Landstriche überschwemmt.« ||



Konstantin Wecker | © Ralf Dombrowski

KONSTANTIN WECKER
SAGE NEIN! ANTIFASCHISTISCHE LIEDER 1978 BIS HEUTE
Sturm & Klang Musikverlag (2018) / Alive | www.wecker.de

Herrlich heftig

Das Quartett KUU! schlägt die Brücke
zwischen Indiesound und Jazz.
Und rockt die Unterfahrt.



KUU! | © Wolfgang_Siesing

KLAUS VON SECKENDORFF

»Wir spielen keinen Freejazz«, hat Sängerin Jelena Kuljić unlängst im Amsterdamer Bimhuis verkündet. Nicht free also, aber doch ein Act für Jazzclubs. Der für KUU! gerne strapazierte Begriff »Punkjazz« charakterisiert die Band mit dem draufgängerischen Ausrufezeichen im Namen ganz gut: energiegeladen, hektisch, lärmend, subversiv. Aber KUU! kann auch völlig anders: balladenhaft sanft statt lustvoll anarchisch. Dann greift Christian Lillinger, einst »Hyperactive Kid«, heute einer der gefragtesten Schlagzeuger der Berliner Szene, zu den Besen. Vielleicht am »kuu!rakteristischsten« für die Band sind hochgradig vertrackte, zappaeske Nummern, ein virtuos Hochamt für die Gitarristen Frank Möbius (»Der Rote Bereich«) und Kalle Kalima (»A Novel Of Anomaly«). »So stellen sich Jazzmusiker Rock vor«, soll Jelena ironisch gesagt haben. Mal ziemlich geradeaus, mal eher Artrock, virtuoser Fusionjazz à la Alan Holdsworth – frappierend, wie hier die beiden Instrumentalisten unisono mit der Sängerin wüste Intervallsprünge riskieren.

Kein Wunder, dass KUU! auf der Branchenmesse jazz-ahead! in Bremen 2014, wo sich die Profihörer des Geschäfts über die Trends informieren, zum WOW-Erlebnis unter den Showcasekonzerten wurden. Es gab damals nur Vinylalben in knapper Auflage als Hördokument, aber ein spektakuläres, wunderbar Dada-zickiges Video zu »Stasias Bände« vom Debütalbum »Sex gegen Essen« (Arbeitstitel: »Songbook für Nihilisten«). Schon damals wurde klar, dass diese Band mit den Performancequalitäten ihrer Frontfrau die »Luft zum Brennen bringt« (TAZ). Münchner kennen Jelena Kuljić wiederum spätestens seit 2015/16, der ersten Spielzeit unter Matthias Lilienthal, als festes Mitglied im Ensemble der Kammerspiele. Vor allem mit Regisseur David Marton hatte sie auch

schon in Berlin (»Wozzeck«) oder am Hamburger Thalia Theater (»Krönung der Poppea«) zusammengearbeitet. Die 1976 geborene Serbin mit Punkband-Vergangenheit zog 2003 nach Berlin, studierte dort Jazzgesang. Jenseits klassischer Schauspiel Ausbildung ist sie beizeiten in den Tempeln der Hochkultur angekommen, ohne dabei ihre Unberechenbarkeit einzubüßen. Wer vom aktuellen KUU!-Album »Lampedusa Lullaby« nur Themen wie Migrantenelend und Zeilen wie »O my beautiful one, how I hate you right now« erwartet, den wird die Lullaby-Seite der Band überraschen, von Hoffnung getragene Songs über den Tod oder ein Tal, in dem alles grün ist und nicht grau. Sogar einem Hassprediger wird hier eine Welt spannender Sinnesfreuden in Aussicht gestellt, falls er sich aus seiner Ecke locken lässt. Lässt er aber nicht: »Oh, you poor thing, It's not gonna happen, arm yourself now, cause this is the war!«. Mit so viel Sinn für Dramaturgie wären KUU! in den Kammerspielen und sind in der Unterfahrt gleichermaßen gut aufgehoben. ||

KUU!
Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 7. Dez. | 21 Uhr
Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de

Anzeige

Gasteig
Kultur für München

Festliche Musik zum Heiligen Abend

**Philharmonie
im Gasteig**
24.12.2018
16:00 Uhr

Karten über muenchenticket.de
Ein Konzert der Gasteig München GmbH

Okka von der Damerau
Mezzosopran
Edgar Krapp Orgel
Guido Segers Trompete
Hansjörg Albrecht
Leitung & Klavier
Anouschka Horn Moderation
Kammerchor
gasteig.de

Wahnsinn im Blick

Der Barde Funny van Dannen fordert das Denken heraus.
Gut so!

JÜRGEN MOISES

Nationalismus, Rechtsradikalismus, Terrorismus, Populismus und Finanzkapitalismus heißen die Geißeln unserer Zeit, die die Welt, so scheint es, zu einem immer unwirtlicheren Ort machen. Die Frage ist: Was ist die Lösung? Wie kriegen wir die Karre wieder aus dem Dreck? Während die Politik vollkommen überfordert wirkt oder nicht selten selbst Teil des Problems ist, prescht der für Lieder wie »Herzscheiße« oder »Nana Mouskouri« bekannte Liedermacher Funny van Dannen mit einem Lösungsvorschlag vor, der, wenn man ihn umsetzt, zumindest schon einmal Bewegung in die Sache bringt. »Lass uns in den Park gehen und den Hang hinunterrollen. Oder hast du eine bessere Idee, wie wir dem Wahnsinn unserer Zeit begegnen sollen?«, singt der Berliner auf seinem neuen, mittlerweile 15. Album »Alles gut Motherfucker«, das Ende September erschienen ist. Und das er am 15. Dezember in München im Technikum live vorstellt.

Dass man vor dem Hinunterrollen zur Sicherheit vorher nach Hundekot oder herumliegenden Spritzen Ausschau halten sollte, das vergisst Funny van Dannen, der eigentlich Franz-Josef Hagmanns-Dajka heißt und im vergangenen März unglaubliche 60 Jahre alt geworden ist, nicht zu erwähnen. Ja,

auch verschrobene Liedermacher wie er werden älter, der zudem Maler und Schriftsteller ist und im August auch einen neuen Prosaband mit dem Titel »Die weitreichenden Folgen des Fleischkonsums« vorgelegt hat, in dem unter anderem ein Hund und eine Fliege ins Gespräch kommen oder ein Rinderhack mit einem Schweinefilet und mit Kalbsschnitzeln spricht. Surrilen Humor gibt es ebenfalls in den 23 neuen Liedern des ehemaligen Lassie Singers (van Dannen war Gründungsmitglied der legendären Band), aber auch dringliche und ernste Themen. So singt der trotz allem optimistisch gestimmte Protestbarde zu schrammeligen Folk- und Schlagerakkorden etwa gegen religiöse Fanatiker oder Reichsbürger an. Aber auch gegen die Yoga-Seligkeit einiger Mitbürger, die sich nur noch auf den eigenen Nabel konzentrieren. Denn Kleingeist geht gar nicht, egal in welchem Lager. ¶



Funny van Dannen | © Jaro Suffner

FUNNY VAN DANNEN

Technikum | Speicherstr. 18 | 15. Dez. | 20 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.funny-van-dannen.de

Pop mit Etwas

Das Duo Stereo Total fällt aus dem Rahmen der Popmusik, im Dezember auch in München.

MATTHIAS PFEIFFER

Stereo Total kann man nur als einzigartig bezeichnen. Sicher sollte man mit solchen Superlativen vorsichtig sein, aber hier trifft es zu. 1993 wurde die Band von Françoise Cactus und Brezel Göring in Berlin gegründet. Seitdem haben sie 14 Alben veröffentlicht und sich mit ihrer Mixtur aus Chanson, Indiepop und Synth Punk einen festen Platz in der deutschen Musikszene gesichert. Wenn man so will, kann man sie zu den wenigen legitimen Erben der Neuen Deutschen Welle zählen, und damit ist natürlich der Musik-Underground der Achtziger gemeint, nicht das Schlagerpop-Ungetüm. Ganz offensichtlich wird das an einem ihrer bekanntesten Songs »Tanz im Viereck«, einer Electro-Coverversion der Avantgardegruppe Die Tödliche Doris zum Zappeln für die Nachgeborenen.

Was Stereo Total aber neben ihrer musikalischen Experimentierfreude und dem wunderschönen Akzent von Madame Cactus auszeichnet, sind vor allem die Texte. Verträumt geschmachtete Verliebten-Liedchen in bester France-Gall-Manier treffen hier auf selbstbewussten Feminismus. Zum Beispiel, wenn es in »Die Frau in der Musik« um Rollenbilder in

der ach-so-freiheitlichen Rock'n'Roll-Welt geht: »Die Frau in der Musik ist perfekt / Eine Hure in der Küche / Eine Köchin im Bett / Die Frau in der Musik stört immer«. Genau wie in der Musikwelt kann sich die Frau auch in der Alltagswelt darauf verlassen, dass schon die passende Schublade für sie bereitsteht. »Sind die Beatles meine Favoriten / Bin ich ein spießiges Mädchen / Aber liebe ich Mick Jagger / So bin ich dumm und vulgär«, heißt es da in »Partymädchen gefoltert«. Am besten das Faktum ignorieren, rebellieren und tanzen. Das kann man bei Stereo Total auch zu Blödsinn auf höchstem Niveau (»Ich bin der Stricherjunge mit der Raucherlunge«). In der deutschen Rockmusik findet man das alles nach wie vor selten. Aber wie Brezel Göring bereits 2015 erkannte, ist Rock'n'Roll sowieso spießig geworden. Seit 25 Jahren als Pärchen Musik zu machen, ist da viel spannender und rebellischer. ¶



Stereo Total | © Sim Gil

STEREO TOTAL

Rote Sonne | Maximiliansplatz 5 | 13. Dez. | 20.30 Uhr
Tickets: 089 55263330 | www.rote-sonne.com

Alte Kinder

Die Band Prada Meinhoff feiert den New Wave.
Und es ist fast ein bisschen wie damals.

DIRK WAGNER

Auch optisch kann die verwandlungsfähige Sängerin Christin Nichols an die junge Annette Humpe erinnern, deren NDW-Band Ideal in der Musik von Nichols Elektropunkformation Prada Meinhoff ebenso mitschwingt wie Joy Division. Gleichwohl der Sound, den Nichols mit dem Bassisten René Riewer kreiert, viele Bezüge zu jener New-Wave-Zeit herstellt, die trotz ihrer Coolness eine Endzeitstimmung in tanzwütige Partys zu verwandeln wusste, ist Prada Meinhoff keine rückblickende Band. Auch wenn sie Helden wie Keith Richards preist, jenen faltigen Gitarristengreis der Rolling Stones, der wie kaum ein anderer für einen Lifestyle der Sex and Drugs and Rock'n'Roll steht. Ganz im Sinne der Tuxedomoon weinen Prada Meinhoff den Kreaturen der Nacht keine Träne nach. Stattdessen stürzen sie sich selbst in eine trunkene Party, die entgegen eigener Songzeilen sogar die Schwerkraft tanzbar macht.

Dafür sind auch die treibenden Beats von René Riewer verantwortlich, der sein Bassspiel so ungewöhnlich gestaltet, dass es wie eine Leadgitarre wirkt. Live geling der Band damit sogar

ein Perspektivenwechsel auf Kraftwerks »Das Model«. Nichols verlässt den voyeuristischen Blick und schlüpft stattdessen in die Rolle jenes Models, um angewidert das Leiden der vermeintlich so lässigen Figuren einer männerdominierten Gesellschaft samt ihrer sexistischen Mechanismen zu verdeutlichen. Kein Wunder also, dass beispielsweise John Watts persönlich diese Band nach einem Auftritt als Vorgruppe für sein eigenes Fischer-Z-Konzert einlud und die Newcomer euphorisch ankündigte. Und auch die härteste Frauenband der Welt, die US-amerikanischen L7, waren von ihrem Support Prada Meinhoff auf der letzten Deutschlandtournee so begeistert, dass beide Bands sich anfreundeten und Nichols die Kolleginnen jüngst in deren Heimat besuchte. Tatsächlich eint beide Bands die Fähigkeit, ihre Rockmusik gleichermaßen als Kampfansage wie als stimmungsfördernde Partymusik zu feiern: »Sterben tun wir sowieso als alte, alte Kinder. Das weiß ich jeden Tag. Doch lass uns jetzt nicht dran erinnern«, singt Nichols. Und mit dieser Botschaft kommt die Band dann auch nach München. ¶



Prada Meinhoff auf dem Balkon | © Martin Waldmann

PRADA MEINHOFF

Unter Deck | Oberanger 26 | 15. Dez. | 20 Uhr
Tickets: 089 2014546 | www.facebook.com/UnterDeck

IHR VERSTECK IN DEN BERGEN

WWW.TANNERHOF.DE



TANNERHOF

Ihr Versteck in den Bergen



»Auf meinem Grabstein sollte gar nichts draufstehen«

Anlässlich der Verleihung des Werner-Herzog-Filmpreises im Filmmuseum sprachen wir mit dem Preisstifter. Werner Herzog verriet uns einiges über die Zukunft des Kinos, sein kommendes Filmprojekt und darüber, ob man seine Filme auf dem Smartphone schauen sollte.



Bereits zum dritten Mal wurde im Filmmuseum München der Werner-Herzog-Filmpreis verliehen | © Zhu Jinjing

Kürzlich haben Sie zum dritten Mal den Werner-Herzog-Filmpreis im Filmmuseum München verliehen. In Ihren eigenen Stiftungskriterien schreiben Sie, dass er zwingend für eine innovative Leistung im Weltkino verliehen wird. Was macht für Sie Innovation im heutigen Kino aus?

Es muss nicht nur innovativ, sondern auch besonders visionär und mutig sein! Darum geht es mir bei der Preisvergabe. Wenn Sie zum Beispiel noch mal an den ersten Preisträger Hubert Sauper denken: Der ist für seinen Dokumentarfilm mit einem selbst gebauten Miniflugzeug bis ins Kriegsgebiet im Südsudan geflogen! Oder an Chloé Zhao im letzten Jahr, die mit »The Rider« einen extrem ungewöhnlichen Spielfilm gedreht hat, in dem das eherne Filmgesetz aufgebrochen wird, dass die männliche Hauptfigur in einem amerikanischen Film ihren Traum aufgibt: Das hat man so noch nie gesehen! Das war wirklich unerhört.

Und das lernt man so an keiner Filmhochschule, denen Sie ja auch durch die Wahl der beiden diesjährigen Preisträgerinnen nicht unbedingt positiv gegenüber eingestellt sind ...

Die Filmhochschulen machen ihre Studenten oft sogar unfähig, diese Art von Filmen zu drehen. Das ist erschreckend. Und ich selbst wollte mit den Dingen, die ich mache, sowieso schon immer außerhalb von dem bleiben, was an Filmhochschulen passiert.

2018 gilt als Umbruchjahr für die Kinolandschaft: Die Besucherzahlen gehen rapide zurück, die Produktions- und Distributionswege ändern sich vollkommen, und der Vormarsch der Streamingdiensteanbieter scheint unaufhaltsam. Bleibt das alte Medium Film jetzt auf der Strecke? Und wird das Kino als physischer Erlebnisort verschwinden?

Es ist dabei zu verschwinden und geht weiter in diese Richtung. Aber die Erzählform Kino wird nicht verschwinden. Und ob Sie das dann später zu Hause auf Ihrem Plasmafernseher anschauen oder mit irgendwelchen anderen Medien: Das spielt überhaupt keine Rolle.

Stört es Sie nicht in Ihrem Berufsethos als Autorenfilmer und Schöpfer ikonischer Bilderwelten, wenn jemand beispielsweise »Fitzcarraldo« auf dem Smartphone ansieht?

Eigentlich nicht. Die Abspielmöglichkeiten sind heute eben grundlegend anders geworden. Und manche Bildschirme oder Fernsehgeräte sind ja inzwischen so groß wie Kinoleinwände ... (lacht) Was da im Grunde auf uns zukommt, ist aber auch großartig, weil plötzlich so viele Filme verfügbar sind. Hier in einem Kino in München müssten Sie beispielsweise zehn Jahre lang warten, bis »Fitzcarraldo« auf der Leinwand gezeigt werden würde.

Im Rio Kino lief er beispielsweise einmal während der Retrospektive Ihrer Filme auf dem Filmfest München, wo ich selbst in einem vollen Saal saß.

Ja, das stimmt, und das war auch gut so. Natürlich will ich das Kino als Ort, so wie wir ihn kennen, nicht missen. Ich glaube auch nicht, dass es total eingehen wird. Aber das Kino hat seine frühere zentrale Stellung verloren. Dazu kann ich Ihnen folgendes Phänomen schildern: Ich habe vor Kurzem mit der 14-jährigen Tochter einer Schauspielerin zu Abend gegessen

und sie gefragt, ob sie ihre Mutter schon einmal im Kino gesehen hat. »Nein, nie!«, war ihre erstaunliche Antwort: »Da ist es dunkel, und außerdem kenne ich niemanden, der dort herumsitzt.« Ich gehöre nicht zu denen, die ständig ins Jammern geraten.

Wie konsumieren Sie selbst das Medium Film? Nach eigener Aussage sehen Sie sich sowieso nur drei bis vier Filme pro Jahr an.

Ich habe zu Hause selbst einen ganz normalen Fernseher. Und mit meiner Frau gehe ich vielleicht alle fünf Jahre mal gemeinsam ins Kino. Ich bin aber Mitglied in der Academy, wie Sie wissen. Deswegen ist es so bizarr ... (lacht). Ich kann kostenlos ins Kino, weil die Kinomacher natürlich an den Academy-Members interessiert sind, weil sie später möglicherweise für ihre Filme stimmen sollen ...

Wenn Sie weiterhin so wenig rezipieren: Welcher Spiel- oder Dokumentarfilm hat sich bei Ihnen zuletzt wirklich eingebrannt?

Das ist schon lange her: »The Act of Killing« von Joshua Oppenheimer. Ich lese viel lieber: Kein Tag vergeht, an dem ich nicht lese. Beim Drehen habe ich zum Beispiel als Tröster stets Livius' »Zweiter Punischer Krieg« dabei. Und immer wieder Hölderlin und Büchner.

Für Ihren neuesten Dokumentarfilm »Meeting Gorbachev« konnten Sie den ehemaligen KPdSU-Generalsekretär und russischen Staatspräsidenten exklusiv interviewen. Dabei haben Sie sich mit André Singer zum ersten Mal einen Co-Regisseur an Ihre Seite geholt: Wie war diese Zusammenarbeit? Und was hat Sie als Autor »ekstatischer Wahrheiten« an der Begegnung mit Gorbatschow gereizt?

Mit André Singer habe ich schon mal eine Nacht im Zelt verbracht, während unter uns giftige Schlangen waren ... (lacht). Das schweißst einen natürlich lebenslänglich zusammen. An Gorbatschow hat mich dessen russische Seele besonders interessiert. An diesem Land, das im Westen viel zu oft dämonisiert wird, hatte ich immer schon immenses Interesse. Ich bin außerdem mit einer Frau verheiratet, die aus Russland stammt und habe dort auch als Darsteller für Peter Fleischmann in den 1970ern gedreht. An Gorbatschow haben mich außerdem viele Gemeinsamkeiten zwischen mir und ihm gereizt: Beide stammen wir aus der Peripherie, sind sozusagen ohne zivilisatorische Standards aufgewachsen.

Trotzdem haben Sie ihn in Ihrem Film weder explizit nach der aktuellen russischen wie amerikanischen Außenpolitik gefragt.

Gorbatschow, der krank ist und sozusagen direkt vom Krankenhaus zum Dreh kam, wollte sich bei mir natürlich nicht über die Tagespolitik auslassen oder das Handeln irgendeines Präsidenten in irgendeinem Land näher beurteilen: inklusive seines eigenen. Die extrem negativen Erfahrungen mit Jelzin hatten ihm da einen Lebensschock versetzt. Als die Kameras dann abgeschaltet waren und ich ihn noch ein wenig privat befragt hatte, erzählte er mir beispielsweise schon, dass er ein ausgewiesener Befürworter der – Zitat – »Rückkehr der Krim zu Russland« sei, obwohl das natürlich völkerrechtlich nicht

korrekt war wie auch im Kosovo oder im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Darin habe sich aber der »überwältigende Wille« des Volkes manifestiert.

Wo waren Sie eigentlich am 9. November 1989, als die Berliner Mauer fiel?

Ich war da gerade im letzten Winkel von Patagonien: am Cerro Torre. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass mich diese Nachricht beim Dreh von »Schrei aus Stein« erst mit fünftägiger Verspätung erreicht hatte.

In den 1980ern waren Sie selbst zu Fuß durch Deutschland losgezogen, um im übertragenen Sinne den Mauerfall herbeizuführen.

Ja, das habe ich zwar nicht ganz zu Ende geschafft, weil ich krank wurde. Aber das war mir sehr wichtig, weil ich mich immer für die Wiedervereinigung eingesetzt hatte.

Im Gegensatz zu vielen Intellektuellen oder Politikern in diesem wirren Jahrzehnt, das plötzlich mit der Überraschung des Jahrhunderts endete.

Günter Grass, den ich auch sonst schon immer mit Inbrunst verabscheute, war zum Beispiel völlig dagegen. Und auch in der SPD gingen die Meinungen weit auseinander. Bis auf Herbert Wehner, den ich für seinen glühenden Einsatz bewunderte.

Am Ende fragen Sie Gorbatschow, was auf seinem Grabstein stehen soll. Haben Sie sich selbst schon einmal konkreter darüber Gedanken gemacht, wie das bei Ihnen sein könnte? Oder ist Ihnen das völlig egal?

Ich gehe davon aus, dass es für mich überhaupt kein Grab geben wird. Und wenn es je so sein sollte oder jemand einen Grabstein für mich aussuchen würde, was mir als Gedanke völlig zuwider ist, dann sollte da gar nichts draufstehen. Das wäre mir am liebsten. ||

INTERVIEW: SIMON HAUCK



Autor Simon Hauck und Werner Herzog | © Simon Hauck

Choreografie des Zerfalls

MAXIMILIAN SIPPENAUER

Der Morgen nach einer Nacht im Club, nach exzessivem Feiern, Tanzen, Drogen wird im Kino heute gern im Gegenlicht erzählt. Meistens sitzen da junge Menschen und schauen in eine blutorange Sonne, die über eine Großstadtsilhouette steigt, oft fällt dann ein Kopf auf die Schulter des Nebenans oder ein Arm. Es sind halkyonische Momente, Augenblicke seelischer Vollkommenheit, die glückliche Ruhe nach dem Rausch. In Gaspar Noés neuem Film »Climax« ist der Morgen nach der Ekstase wie ein Negativabzug dieser Partyfilmkonvention. Eine Frau taumelt durch eine Schneelandschaft, die so grau und weiß und total ist, dass sie auch eine Wolkenbank sein könnte. Ihre bloßen Schultern, ihr nackter Hals blutverschmiert. Irgendwann fällt sie in diesen Schneehimmel, schlägt noch einmal mit Armen und Beinen aus, hinterlässt den blutroten Abdruck eines sterbenden Schne-

engels. Die Ekstase, das Heraustreten aus dem Ich, aus den gesellschaftlichen Konventionen, endet bei Noé im Tod.

Gaspar Noés Filme waren schon immer Horrortrips. In »Irreversible« etwa erzählt er die Geschichte einer brutalen Ermordung, die als Reaktion auf eine Vergewaltigung in einer Pariser Unterführung passiert, rückwärts. Dabei ist es die Harmonie, in der der Film endet, die am schwersten zu ertragen ist. Noés Filme basieren immer auf einer einzigen Idee, die dann bis an ihr äußerstes Ende durchdekliniert wird. In »Climax« ist das die Idee eines kollektiven Horrortrips. Eine Gruppe junger Tänzer probt in einer Schule für ihre Amerikatournee. Es ist der letzte Abend vor dem Abflug; nach der Probe wird gefeiert. Doch irgendjemand hat heimlich LSD in die Sangria gemischt. In kürzester Zeit kippt die Party, und es beginnen Dut-

In Gaspar Noés »Climax« wird die Aula einer Schule zum sinnbildlichen Höllenschlund einer zerbrechenden Gemeinschaft.

zende Horrorszenerarien. Eine Mutter sperrt ihren kleinen Sohn in eine Kammer voller Starkstromleitungen und verliert den Schlüssel. Ein junger Kerl, der seine Schwester beschützen will, wird plötzlich geil auf sie. Leute vögeln, prügeln, ritzen und zünden sich an zum nie enden wollenden Elektrobeat und unter einer monströs großen Trikolore, die hallenwandhoch von der Decke baumelt. Die Aula dieser französischen Schule wird zum Höllenschlund, und die Gemeinschaft darin zerbricht in ihre Einzelteile aus Trieben und Paranoia.

In »Climax« gibt es keinen Höhepunkt. Alles wird immer nur schlimmer, der Trip zur Metapher einer gesellschaftlichen Verfalls-geschichte. Aber man muss diese übertragene Ebene des Films gar nicht zu ernst nehmen. Denn das wirklich Beeindruckende an »Climax« ist die Choreografie dieses Zerfalls.

»Climax« ist ein einziger Tanz und – wenn man dem Regisseur glauben darf – dabei zu großen Teilen improvisiert, was den Film nur noch atemberaubender erscheinen lässt. Das ist »La La Land« auf Acid. Und zwar im Guten wie im Schlechten. Noé hat mit Climax erneut einen Film gemacht, der einen allein mit dem Vorschlaghammer seiner bloßen Körperlichkeit umhaut. Wo er diese Körperlichkeit in seinem letzten Skandalfilm »Love« im Pornografischen suchte, findet er sie diesmal mit weit mehr Erfolg in den Bewegungen des Tanzes. Es ist Noés bester Film seit Langem. ||

Romain Guillemic und Sofia Boutella in »Climax« | © AlamodeFilm

CLIMAX

Frankreich 2018 | Regie: Gaspar Noé | Mit: Sofia Boutella, Romain Guillemic, Souheila Yacoub u.a. | 93 Minuten | **Kinostart: 6. Dezember**

»Künstlerische Freiheit nimmt man sich«

Für sein Buch »Die Logik des Filmemachens« hat Thomas Wiedemann zwölf deutsche Regisseurinnen und Regisseure interviewt, die darin über sich selbst, ihren Werdegang und ihren Beruf berichten.

THOMAS LASSONCZYK

Eine kleine Bestandsaufnahme zur aktuellen Situation des Deutschen Films liefert Thomas Wiedemann in seinem Werk »Die Logik des Filmemachens«. Der studierte Kommunikationswissenschaftler und Philologe hat dafür zwölf Regisseure ausgewählt, von namhaften Veteranen wie Doris Dörrie und Dominik Graf über etablierte Künstler wie Christian Zübert oder Simon Verhoeven bis hin zu vielversprechenden Nachwuchskräften wie Jakob Lass oder Anne Zohra Berrached. Sie alle hat Wiedemann nach mehr oder weniger identischem Schema interviewt. Diese Gespräche geben allerdings weniger Antwort darauf, wie die Logik des Filmemachens letztlich funktioniert, sondern beschäftigen sich zunächst mit biografischen Daten und der Frage, aus welchem Grund der jeweilige Protagonist den Beruf des Regisseurs ergriffen hat. In der Folge geht es um die Ausbildung an deutschen Filmhochschulen (die meisten der Interviewten studierten dort oder kamen auf andere Weise damit in Berührung) sowie Erfahrungen mit Förderanstalten und TV-Redakteuren. Bei letzteren dreht sich das Gespräch in erster Linie um die Frage, inwieweit das Fernsehen Einfluss nimmt auf die Projekte der Filmemacher und diese so in der kreativen Ausübung ihres Berufs beschneidet. Dazu zitiert etwa Dietrich Brüggemann den dänischen Regiekollegen Nicolas Winding Refn: »Die künstlerische Freiheit wird einem nicht gegeben, die nimmt man sich.« Schließlich berichten die Befragten über ihre Filmprojekte und das jeweilige Zustandekommen. Auch wenn sich in einigen Segmenten die Antworten sehr ähneln, entsteht doch ein aufschlussreiches und differenziertes Bild deutschen Filmschaffens, das so unterschiedliche Werke wie »Dreiviertelmond« (Christian Zübert), »Kriegerin« (David Wnendt) oder »Marseille« (Angela Schanelec) ebenso her-

vorgebracht hat wie »Hannas Reise« (Julia von Heinz), »Almanya – Willkommen in Deutschland« (Yasemin Sandereli) oder »Kreuzweg« (Dietrich Brüggemann). Zwar erschließt sich nicht ganz, warum der Autor die einen Gesprächspartner (mit großem »S«) siezt, während er die anderen (mit kleinem »d«) duzt und warum sich manche den Interviews vorangestellten Bio-/Filmografien/Auszeichnungen über drei Seiten ziehen (Dörrie), während andere nur ein paar Zeilen (Berrached) bekommen. Dennoch könnte Wiedemanns wissenschaftliche Abhandlung nicht nur Brancheninsider interessieren, sondern auch kulturbegeisterte Laien mit einem besonderen Faible für den einheimischen Film. ||

THOMAS WIEDEMANN:

DIE LOGIK DES FILMEMACHENS
Herbert von Halem Verlag, 2018 | 236 Seiten
28,50 Euro

Anzeige

DIE ERDE IST RESIDENZ THEATER GEWALTIG SCHÖN DOCH SICHER IST SIE NICHT!

DIE INTENDANZ MARTIN KUŠEJ AM RESIDENZTHEATER 2011 BIS 2019

Herausgegeben von Georg Diez
Mit Texten von Julia Ebner, Srećko Horvat, Wolfgang Kaleck, Katrine Marçal, Christoph Menke, Oliver Nachtwey, Tunay Önder, Astra Taylor, Volker Weidermann u. a.

352 SEITEN, 25,-, ISBN 978-3-446-26344-4 HANSER

Paranoide Hollywood-Mythologie

Nach seinem Überraschungshit »It Follows« eröffnet Regisseur David Robert Mitchell ein popkulturelles Kaleidoskop voller Filmzitate und nimmt dabei u.a. Alfred Hitchcocks Blick auf die Frauen unter die Lupe.

SOFIA GLASL

Ein Hundemörder macht West-L.A. rund um den Silver-Lake-Staudamm unsicher. Anfang des 20. Jahrhunderts waren hier die großen Stummfilmstudios angesiedelt, bevor die ganze Industrie gesammelt nach Hollywood umzog. Der glamouröse Geist der goldenen Ära umweht und benebelt die Tagträume des Müßiggängers Sam (Andrew Garfield) in »Under The Silver Lake« von Regisseur David Robert Mitchell. Er sitzt viel und gerne auf

dem Balkon und spioniert Nachbarinnen mit dem Fernglas aus. Alfred Hitchcock lässt grüßen, ein Filmplakat von »Das Fenster zum Hof« hängt im Wohnzimmer. Sein Apartment ist mit Postern tapeziert, Magazine und Comics stapeln sich, gezockt wird nur auf Retrospielekonsolen und ein von Curt Kobains Tochter signiertes Nirvana-Plakat hängt über dem Bett. Alles ist meta in diesem popkulturellen Kaleidoskop, das Mitchell in seinem



»Under The Silver Lake« | © A24

dritten Spielfilm eröffnet. Noch konsequenter als in seinem Überraschungshit »It Follows« aus dem Jahr 2014 spinnt er aus einem lustvollen Filmgeschichts-Mash-up Sams paranoide Mythologie. Als dessen neue Nachbarin spurlos verschwindet, erklärt er sich zum Detektiv und mäandert zwischen Hitchcock, David Lynch, Super Mario, Spiderman und rückwärts gespielten Schallplatten mit Geheimbotschaften. Mit seinen sich überschlagenden Assoziationsketten kann man kaum mithalten, sondern sich nur staunend von diesem Mahlstrom aus selbstreferenziellem L.A.-Noir, Hollywood-Fetisch und popkulturellem Medley mitreißen lassen. Immer weiter in den eingebildeten Kaninchenbau, bis diese Parallelwelt in sich zusammenzustürzen droht. »Under The Silver Lake« ist

nicht frei von Selbstgefälligkeit, denn er versucht den männlichen Blick auf die Kopie der Hitchcock-Blondine zu entlarven, vergisst dabei aber, seinem Voyeur eine ebenbürtige Frauenrolle entgegenzustellen. Doch die zugleich selbstironische und selbstmitleidige Dekonstruktion des Über-Fans, dessen Dasein an verschwörungstheoretischen Wahn grenzt und der in einer desinteressierten Welt nach Antworten sucht und auf sich selbst zurückgeworfen wird, hat etwas Rührendes. ||

UNDER THE SILVER LAKE

USA 2018 | Regie: David Robert Mitchell | Mit: Andrew Garfield, Riley Keough, Topher Grace
140 Minuten | **Kinostart: 6. Dezember**

Superheldin des Alltags



Ruth Bader Ginsburg
© Koch Films

Der Dokumentarfilm »RBG« feiert das Aufbegehren der obersten US-Bundesrichterin Ruth Bader Ginsburg gegen Selbstgerechtigkeit.

»Super Diva« steht auf dem Sweatshirt, das Ruth Bader Ginsburg im Fitnessstudio trägt. Die 85-Jährige ist Richterin am Obersten Bundesgericht der Vereinigten Staaten und der Rockstar des amerikanischen Justizsystems. Sie gilt als belastbares Rückgrat und Gewissen des Landes, steht für öffentlichen Widerstand und ist berüchtigt für ihre vom verlesenen Urteil abweichenden Statements, die auch in der Politik ernst genommen werden. Ein Tumblr mit dem Titel »Notorious RBG«, angelehnt an den Rapper Notorious BIG, machte sie zum popkulturellen Mem, der Spitzname blieb haften. Der Dokumentarfilm »RBG« von Betsy West und Julie Cohen spürt diesem Image nach und, soviel sei gleich zu Beginn gesagt, entschlüsselt weder das Enigma noch fügt er der Ikone RBG etwas hinzu. Doch der Reiz dieses Films liegt in seinem Gespür dafür, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein: »RBG« ist kein objektives oder vollständiges Porträt, sondern ein bewusst parteischer Blick auf die Ikone Ruth Bader Ginsburg, eine Feier der bescheidensten und altruistischsten Diva des Landes, einer Superheldin im Körper einer zierlichen Großmutter.

Der Film ist eine beinahe fangirlhafte Vereinerung – das ist anfechtbar, und so wird etwa Bader Ginsburgs 2016 ausgeteilter Hieb gegen den damaligen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump kaum als Überschreitung ihres Verantwortungsbereiches reflektiert.

Jedoch trifft »RBG«, so konventionell und subjektiv er sein mag, einen Nerv an einem Punkt in der amerikanischen Geschichte, zu dem eben solche rationalen Diven gebraucht werden. Diese Rolle füllt Ruth Bader Ginsburg aus und ist sich ihrer bei aller Bescheidenheit auch bewusst. Denn um Rollen ging es in ihrem Leben schon immer – als eine der ersten Frauen, die Jura studierten; als junge Anwältin, die niemand einstellen wollte, weil sie eine Frau war, und als Frauenrechtsanwältin der Amerikanischen Bürgerrechtsunion, für die sie wichtige Fälle verhandelte.

Der Film folgt dabei ihrer Anhörung vor dem Justizausschuss, der 1993 über ihre Beru-

fung an den Obersten Gerichtshof entschied. Darin skizziert sie diese Fälle der Frauenrechtsbewegung bescheiden als Grundsteine ihrer Karriere. Dass sie in den 1970ern die Stellung der Frau in der amerikanischen Gesellschaft nachdrücklich beeinflusst hat, erzählen in eingewobenen Interviews Mitstreiter wie die Frauenrechtlerin Gloria Steinem, die Senatoren des Ausschusses oder Bill Clinton, der sie für den Supreme Court vorgeschlagen hatte. Als ausgleichenden Rückzugsort zeichnen die Filmemacherinnen die Beziehung zu ihrem Ehemann nach, der auch für heutige Verhältnisse ein fortschrittliches Verständnis von Aufgabenteilung in der Familie hatte und die Ernsthaftigkeit seiner Frau mit Witz und Leichtigkeit aufwog. Die beiden gemeinsamen Kinder erzählen von einem Büchlein, das sie damals führten, in dem sie notierten, wann ihre Mutter einmal lachte – viele Einträge hatte das nicht, kichern sie. Tiefe Zuneigung spricht aus der Akzeptanz dieser als Schrulligkeit lesbaren Besonnenheit.

Doch gerade diese ist es, die Ruth Bader Ginsburg und »RBG« als Statement so wichtig macht: Besonders das Archivmaterial aus dem Justizausschuss ist elektrisierend, liest man es vor dem Hintergrund von Brett Kavanaughs Anhörung vergangenen Oktober, der mehrere Tage wütete, misogynen Ansichten zur Schau stellte und sich ganz offen institutionelle Ungleichheit zunutze machte. Die USA brauchen diesen Hoffnungsschimmer, dass es noch rationale und intelligente Verfechter der Gerechtigkeit gibt, die sich gegen selbstgefällige Tendenzen stellen. Dass gerade sie als Diven gelten, ist bezeichnend. || **sg**

RBG

Dokumentarfilm | USA 2018 | Regie: Betsy West und Julie Cohen | Mit: Ruth Bader Ginsburg, Bill Clinton, Orrin Hatch, Sharron Frontiero, Gloria Steinem | 98 Minuten
Kinostart: 13. Dezember

Anzeige

**EHRlich
ENGAGIERT
UNABHÄNGIG**

Verschenken Sie das Münchner Feuilleton. Damit erfreuen Sie Ihre Lieben, und uns gleich mit. Denn jedes Abonnement trägt dazu bei, dass es das MF auch weiterhin gibt.

Wer ein Abo hat, kann außerdem exklusive Zugaben gewinnen und das Archiv durchforsten.

mehr auf: www.muenchner-feuilleton.de

MF
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

Sezierte Familien, großer Tanz

Weitere Filmstarts im Dezember.



Sie wirken ganz normal, sind aber eine unkonventionelle Familie: Sakura Andô, Miyu Saraki und Lily Franky | © Wild Bunch Germany

CHRIS SCHINKE

SHOPLIFTERS – FAMILIENBANDE

Auf den ersten Blick ist es eine typisch japanische Mittelschichtsfamilie, aber auch nur auf den allerersten. Zwar arbeitet Vater Osamu am Bau, bringt sein Geld allerdings vor allem von seinen Gaunereien mit nach Hause. Gemeinsam mit seinem Sohn Shota begibt er sich auf Diebstahlstour in die lokalen Supermärkte. Die gestohlenen Waren werden zu einem späteren Zeitpunkt verdeckelt. Auf einer ihrer kriminellen Expeditionen werden sie auf ein kleines Mädchen aufmerksam. Es scheint allein zu sein, von den Eltern verlassen. Zudem zeigt die Kleine sichtbare Spuren der Misshandlung. Osamu fackelt nicht lange und nimmt das Mädchen, das von der Familie darauf den Namen Juri erhält, in seine Obhut. Juri ist fortan Mitglied dieser unkonventionellen Familiengemeinschaft, die das traumatisierte Kind einerseits liebevoll aufnimmt, andererseits jedoch ebenso wie ihren Sohn zum Stehlen abstellt. Die prekäre wahlverwandtschaftliche Idylle scheint bald schon gefährdet, als die Medien einen Suchaufruf nach dem vermissten Mädchen veröffentlichen. Zudem sieht Sohnmann Shota seine bevorzugte Rolle in der Familie durch den alle verückenden Eindringling gefährdet.

»ShoplifTERS«, bei dem der japanische Regieroutinier Hirokazu Kore-eda Regie führte, gewann dieses Jahr die Goldene Palme beim Filmfestival in Cannes, und auch auf dem Filmfest München wusste das Sozialdrama sein Publikum zu bewegen. In einer Szene werden die Kids Juri und Shota von einem Ladenbesitzer bei einer ihrer Mausexpeditionen erwischt. Anstatt die beiden anzuschmieren, wendet er sich mit einem Süßigkeitenpräsent an den Jungen: »Das schenke ich euch, wenn du mir versprichst, die Kleine nicht mehr zum Stehlen anzustiften.« Es sind zarte, hingetupfte Momente wie dieser, die Kore-edas Film zu einer wahren Feier der Humanität werden lassen.

Als Zuschauer ahnt man bereits, dass die Ins-Licht-Getauchtheit nicht ewig währen wird.

SHOPLIFTERS – FAMILIENBANDE

Japan 2018 | Regie: Hirokazu Kore-eda
Mit: Lily Franky, Sakura Andô, Mayu Matsuoka u.a. | 121 Minuten | **Kinostart: 27. Dezember**



Behnaz und Jafar Panahi in »Drei Gesichter« | © Jafar Panahi Filmproduktion

MATTHIAS PFEIFFER

DREI GESICHTER

Am Anfang dieses Films steht ein Schock. Genauer gesagt der Selbstmord eines Mädchens, deren Eltern ihr verboten haben, die Schauspielschule in Teheran zu besuchen. Ein Video davon hat sie der bekannten Schauspielerinnen Behnaz Jafari geschickt, die sich nun mit Jafar Panahi in ihr Heimatdorf aufmacht, um den Ereignissen auf den Grund zu gehen. Schnell kommen nämlich Zweifel, ob hier alles so wahrheitsgetreu abgelaufen ist.

Schon wie bei Panahis letztem Film »Taxi Teheran« ist es auch bei »Drei Gesichter« zunächst nicht sicher, was man hier sieht. Eine Dokumentation? Ein Spielfilm? Eine Mischung aus beidem?

»Drei Gesichter« ist der vierte Film, den Panahi während seines 20-jährigen Berufsverbots verwirklicht hat. 2010 wurde der Regisseur wegen »Propaganda gegen das System« verurteilt. Trotzdem schafft er es, seine Filme außer Landes zu schmuggeln, für die er auf Filmfestivals weltweit Anerkennung findet.

Nach einiger Zeit wird natürlich klar, dass dem Ganzen ein Script zugrunde liegt. Trotzdem ist »Drei Gesichter« ein dokumentarischer Blick auf die iranische Gesellschaft. Panahi zeigt den übermächtigen Einfluss des Patriarchats und veralteter Weltanschauungen. Umso beeindruckender ist es, wie er die Figuren in Szene setzt, nämlich als schrullige, oft schon liebenswürdige Charaktere. Mit Verharmlosung hat das nichts zu tun. Vielmehr lässt er alle Schubladen beiseite, um wirklichen Realismus zu präsentieren. So trägt den Film bei allem Ernst eine Leichtigkeit, aus der die Energie zur Veränderung spricht.

DREI GESICHTER

Iran 2018 | Regie: Jafar Panahi | Mit: Behnaz Jafari, Jafar Panahi u.a. | 100 Minuten
Kinostart: 26. Dezember



»Le Grand Bal« | © Arsenal Filmverleih

CHRISTIANE PFAU

LE GRAND BAL

Sieben Tage und acht Nächte wird im Dorf Gennetines in der Auvergne getanzt. In großen Zelten auf der grünen Wiese finden morgens Workshops statt, und abends wird bis in die Morgenstunden trainiert, was man tagsüber gelernt hat. Junge und alte Menschen treffen hier aufeinander, geübte Tänzer und Anfänger. Frauen tanzen mit Frauen, Männer mit Männern und alle zusammen. Die Musik wird live gespielt. Es ist kein Ballroom, in dem sich die Körper drehen und schwingen, sondern eher eine Art Post-Hippie-Ferienlager, in dem unterschiedliche Volkstänze den Tag und die Nacht beherrschen, von Musettewalzer, Mazurka und Polka über Kreistänze bis zu walisischen Hüpfstücken und sonstigen Extravaganzen der rhythmischen Fortbewegung. Die Teilnehmer – es sind nicht weniger als 2000 jeden Sommer – tanzen sich regelrecht in Trance, wenn sie nicht gerade auf dem ausgeleierten braunen Ledersofa sitzen und sich dort ein wenig ausruhen von den Anstrengungen auf dem Tanzboden. Das Phänomen »Le Grand Bal« hat Regisseurin Laetitia Carton in einem Dokumentarfilm eingefangen, der auf weite Strecken sehr sympathisch vermittelt, was den Reiz dieser Woche, aber auch ihre Schattenseiten ausmacht: Jeder kann mit

jedem tanzen, sofern er oder sie aufgefordert wird. Manche fühlen sich als unglückliches Mauerblümchen, andere blühen sensationell auf. Manchen ist der Körperkontakt mit Fremden unangenehm, andere lieben die Berührung zur Musik. Es gibt Tänzer, die alle Schritte beherrschen, und welche, die schier daran verzweifeln. Tanzen als Lebensinhalt, Tanz als Kommunikation, Tanz als Ausdruck von Nähe und manchmal sogar Liebe, all das zeigt die Regisseurin in Bildern, die den Teilnehmern manchmal sehr nah kommen. Nur wenn die Einstellungen zu lang werden, Bilder, in die die Regisseurin sich offensichtlich allzu sehr verguckt hat, wie gefasste Hände oder rotierende Körper, wird der Film ein wenig zu missionarisch. Dann verliert er die nötige Distanz zum Thema, verliert sich in der Sehnsucht, selbst Teil des Festivals zu sein und nicht nur Beobachter. Ansonsten: Auf zum nächsten Tanzkurs!

LE GRAND BAL

Dokumentarfilm | Frankreich 2018 | Regie: Laetitia Carton | 90 Minuten
im Kino (und ab Mai 2019 auf DVD)

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH
Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

18. Dez. 2018, 20 Uhr
Pat Appleton Quintet
(Jazz & More)

06. Jan. 2019, 20 Uhr
Neujahrskonzert mit Sekt
Kammerphilharmonie Dacapo
Vivaldi und die Strauß Dynastie

16. Jan. 2019, 20 Uhr
META4 (Streichquartett)
Haydn, Brahms, Beethoven

Abb. Pat Appleton © Katja Kuhl



Untern Baum!

Die etwas anderen Heimkinotipps zum Fest.

CHRIS SCHINKE

MANDY

Seit einiger Zeit kursieren auf YouTube Videos unter dem Label »Cage rage«, die den Schauspieler Nicolas Cage in verschiedenen Eskalationsstufen emotionaler Entäußerung zeigen. Das Internet-Mem ist zu einem Treppenwitz der weltweiten Gemeinde des erlesenen Filmgeschmacks geworden. Der expressive Überschuss des amerikanischen Schauspielers ist den Adepten der gepflegt-wirklichkeitsnahen Filmgediegenheit ein Gräuel. Die eineinhalb Minuten langen Videoschnipsel dienen der Erheiterung und Selbstversicherung des cineastischen Kennergemütes und verkennen dabei natürlich vollkommen die brutale Präzision und Durchdachtheit der Antinaturalismusemethode Cages. Seit Marlon Brando hat wahrscheinlich keiner so konsequent die Grenzen des schauspielerisch Möglichen verschoben wie er.

Einem Film wie »Mandy«, der den Berüchtigten passenderweise in die Hauptrolle des außer Kontrolle geratenen Rächers seiner von einer Psychosekte ermordeten Ehefrau versetzt, kann ein solcher Internethäme-Hype nichts anhaben. Regisseur Panos Cosmatos mischt hier gekonnt einen irren Horrorcocktail aus Heavy-Metal-Anklängen, Hellraiser-Zitaten und Rape-Revenger-Movie-Versatzstücken zusammen und bereitet damit Genrefans einen Heidenspaß zum Fest. »Mandy« ist eine über feinsinnige Geschmacksurteile erhabene Terroroper, die neben aberwitzigen Zoten mit einem Nicolas Cage in Höchstform aufwartet. Seit Werner Herzogs »Bad Lieutenant« war er nicht mehr so gut!

MANDY

USA 2018 | Regie: Panos Cosmatos
Mit: Nicolas Cage, Andrea Riseborough u. a.
121 Minuten | als DVD und Blu-Ray im Handel erhältlich

»Mandy« | © Koch Films



Hedy Lamarr | © The Everette Collection



»Sie leben« | © Studiocanal



»Nicht fummeln, Liebling!« | © Indigo Musikproduktion + Vertrieb GmbH



»Maleika« | © Camino Filmverleih



»Leben und Sterben in L.A.« | © capeligt 2018



SIMON HAUCK

LEBEN UND STERBEN IN L.A.

Wenn die Auflistung der beteiligten Stuntmen im Abspann genauso lang ist wie die Darstellerliste, verheißt das in vielen Fällen nichts Gutes für den Hauptcast. Ganz anders im Falle von William Friedkins digital meisterhaft restaurierter, herrlich dreckiger Neo-Noir-Perle »Leben und Sterben in L.A.«: einem hymnisch verehrten Genrekinomeilenstein der 1980er Jahre. Die ermittelnden Haudrautypen haben hier sprechende Rollennamen (z. B. William L. Petersen als Richard Chance), sind in grauzonigen Undercovermissionen unterwegs und obendrein ebenso maskulin wie zwielichtig: mit Pobacken, die es quasi aus der Jeans drückt und einem Cool-Killer-Blick, der beileibe nicht nur Damen aus dem Fälscher- und Rotlichtmilieu schwach werden lässt. Das ist in Robby Müllers ikonischen L.A.-Bildern voller Schmutz und Filtern reihenweise wirklich over the top und in Zeiten der #MeToo-Debatte eigentlich nicht mehr herzeigbar. Aber wie sang David Bowie 1977 schon so treffend: »Always crashing in the same car« mit Speed und einer Verfolgungsjagd im Gegenverkehr kann eben gerade im Kino manchmal einfach nur schön sein: nicht nur für den zynisch gebrochenen Männerblick William Friedkins.

LEBEN UND STERBEN IN L.A.

USA 1985 | Regie: William Friedkin
Mit: William L. Petersen, Willem Dafoe u. a.
116 Minuten

SOFIA GLASL

SIE LEBEN – THEY LIVE

»Obey!« ist auf den Reklametafeln statt knallbunter Werbeversprechen zu lesen – »Gehorcht!« Wenn der Tagelöhner Nada seine Sonnenbrille aufsetzt, sieht er, was den Menschen eigentlich verborgen bleiben sollte: die graue Realität. Aliens geben sich als Yuppies aus und haben die Menschheit mithilfe von Fernsehen und Werbung verklärt. »Sie leben« von Horror-Ikone John Carpenter feiert schon 30. Geburtstag, doch ist dieser Blues auf das kapitalistische Heilsversprechen des »American Dream« so relevant wie noch nie. Die Medien- und Sozialsatire im Gewand eines Sci-Fi-Thrillers kann heute beinahe als realer Horror gelesen werden. Denn in den USA ist nicht nur ein ehemaliger Reality-TV-Gastgeber Präsident, sondern auch ein Turbokapitalist, der bei den Banknoten mit der Aufschrift »This is your God« laut jubeln würde. Trotz des dämpfenden Themas bleibt der Film ein klassischer Carpenter – ein rasantes und kurzweiliges Actionpektakel. Legendär: die Schlägerei zwischen Nada und seinem Freund Frank, der die augenöffnende Brille anfangs nicht aufsetzen will und dazu gezwungen werden muss.

SIE LEBEN – THEY LIVE

USA 1988 | Regie: John Carpenter
Mit: Roddy Piper, Keith David, Meg Foster
94 Minuten

SIMON HAUCK

NICHT FUMMELN, LIEBLING!

Wissen Sie, was ein »Pseudosoph« ist? Oder sind Sie nicht selbst längst ein »Wurstomane«? Wenn nicht, dann ist es jetzt nach fast 50 Jahren wirklich höchste Zeit, sich mit dem Schwabinger Ursacker-Gespann May Spils und Werner Enke auseinanderzusetzen. Deren bester Film: nein, nicht »Zur Sache, Schätzchen« (1968), sondern der im Anschluss entstandene, bedeutend formfrechere »Nicht fummeln, Liebling!« (1970) ist nun in einer digital restaurierten Fassung als DVD erschienen. Mit einem beschwingten Score von Kristian Schultz und einer quasi mitschlurfenden Kamera von Hubs Hagen kreierte das Filmemacherduo, das bis heute in wilder Ehe zusammenhaust, einen ungemein zeitgeistigen Film über die sogenannten »Schwabinger Verhältnisse«. Mittendrin: der sammelnde Tunichtgut Charly (Werner Enke) sowie ein blutjunger Otto Sander als chronisch revoltierender Andreas-Baader-Verschnitt, der vom nächsten Kaufhaus-Brandanschlag träumt ... Ein überaus lässiges, gut gealtertes Schelmstück, das übrigens auch die Frage löst, wo denn in Geiselsgasteig »der deutsche Film begraben liegt« und zugleich einer der größten Hits der »Neuen Münchner Gruppe« um Spils, Lemke, Thome, Fritz, Schmidt, Müller und Zihlmann.

NICHT FUMMELN, LIEBLING!

BRD 1970 | Regie: May Spils | Mit: Werner Enke, Gila von Weitershausen, Henry van Lyck u. a.
87 Minuten

CHRIS SCHINKE

GENIALE GÖTTIN – DIE GESCHICHTE VON HEDY LAMARR

Hedy Lamarr hatte das Unglück, die schönste Frau der Welt zu sein. Denn ihr Status als Hollywood-Ikone überstrahlte das erfinderische Talent der österreichischen Einwanderin zu Lebzeiten. Erst heute erfahren wir, dass sich hinter der glamourösen Schauspielerinnen-Fassade zudem eines der größten Genies der Entwicklung von Kommunikationstechnologien verbarg. Ohne Lamarrs Einfälle hätten wir heute vermutlich kein GPS, WLAN oder Bluetooth. Ihre Patente ermöglichten sogar den Alliierten im Zweiten Weltkrieg den Sieg über die deutsche U-Boot- und Fliegerflotte. Den Ruhm, der Lamarr gebührt hätte, haben – wie so oft – Männer abgeräumt. Erst spät sorgte ihr Sohn dafür, dass die wissenschaftliche Community ihr Respekt zollte. Zu dem Zeitpunkt lebte Lamarr bereits zurückgezogen vor der Öffentlichkeit ein Eremitendasein. Diesen Film, der ihr ein Denkmal setzt, hätte Hedy Lamarr weitaus früher verdient.

GENIALE GÖTTIN – DIE GESCHICHTE VON HEDY LAMARR

Dokumentarfilm | USA 2017 | Regie: Alexandra Dean | 88 Minuten

CHRISTIANE PFAU

MALEIKA

Regisseur Matto Barfuss hat vier Jahre lang in Kenia das Familienleben der Gepardendame Maleika mit ihren sechs Jungen aus nächster Nähe beobachtet. Möglich war dies nur, weil sich die Tiere nach und nach an seine unaufdringliche Präsenz gewöhnen konnten. So sehr, dass er nahezu zum Familienmitglied avancierte. Mit der Kamera folgt er Mutter Maleika und ihren Kindern vom Säuglingsalter bis zum jungen Erwachsenendasein. Die Kamera hält fest, wie sie ihren Wurf aufzieht, von dem am Ende nur noch drei Junge übrig sind. Das Leben in der Wildnis ist hart, und was Matto Barfuss am meisten zu schaffen machte, war die Einsicht, dass menschliches Eingreifen in den tierischen Alltag völlig außer Frage stand. So beschönigt »Maleika« nichts und zeigt kein klischeehaftes Idyll, sondern ist ein beeindruckendes Plädoyer für den Respekt gegenüber Tieren und ihrer natürlichen Umgebung. Dass die Musik und der Text aus dem Off manchmal kitschig bis albern klingen, sei dem Film verziehen. Da es nur noch 6000 Geparden weltweit gibt, darf man sich freuen, die vierbeinigen Protagonisten aus nächster Nähe zu erleben.

MALEIKA

Dokumentarfilm | Deutschland, 2017
Regie: Matto Barfuss | Sprecher: Max Moor
106 Minuten

Mo, 3.12.

VORTRAG UND LESUNG
»HEINRICH F. S. BACHMAIR,
REVOLUTIONSSCHRIFTSTELLER
UND VERLEGER AUS PASING«

Ebenböckhaus | 19.30 | Ebenböckstr. 11
Tickets: www.kulturforum-mwest.de

Die Literaturwissenschaftler Franz Adam und Thomas Betz (zudem Redakteur dieser Zeitung) berichten über das ungewöhnliche Leben von Heinrich F. S. Bachmair (1889–1960). Der Literat, Verleger und Wegbereiter der expressionistischen Avantgarde in München war 1919 Protagonist der Pasinger Revolutionsereignisse. Bereits 1913 gab Bachmair eine Zeitschrift »Revolution« heraus. Präsentiert werden seine Texte und Briefe sowie aufschlussreiche Dokumente von Zeitgenossen.

Di, 4.12. bis Do, 6.12.

**LESUNG | STEPHAN ZINNER:
DIE BADEWANNE DES TODES**

Theater im Fraunhofer | 20.30 | Fraunhoferstr. 9
Tickets: www.fraunhofertheater.de

Ein herrlicher Titel, auch wenn gar niemand in der Wanne zu Tode kommt. Der Kabarettist arbeitet in seinem zweiten Erzählband den Familienalltag ab, vom Kinobesuch bis zur Grippe-Impfung. Dabei verlängert Zinner seine Beobachtungen auch ins Fantastische und Surreale. Unterstützt wird Zinner u. a. von Caroline Ebner, Hannes Ringlstedter, Stefan Murr, Marcus H. Rosenmüller, Gerd Baumann, Peter Pichler und Christoph Gremmer.

Do, 6.12.

GESPRÄCH
»VOR 100 JAHREN ZEITENWENDE
1918 – DAS ENDE DER BÜRGER-
LICHEN GESELLSCHAFT?«

Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke
19.00 | Katharina-von-Bora-Str. 10 | Tickets:
Abendkasse | www.mvhs.de

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Ausbruch von Revolutionen von Moskau bis München ging die Überschaubarkeit des alten Europas zu Ende. Der Astrophysiker Harald Lesch und der Philosoph Wilhelm Vossenkuhl diskutieren, ob die Menschen damals und wir heute den politisch-gesellschaftlichen Herausforderungen gewachsen waren bzw. sind.

Do, 6.12.

**VORTRAG | MAGDALENA
JETELOVÁ: PROJEKTE IN
GLOBALEM KONTEXT**

Haus der Kunst, Auditorium | 19.00 | Prinz-
regentenstr. 1 | <http://munich.czechcentres.cz>

Ob es die Moldau in Prag ist, die Innenstadt von Wien, eine renaturierte Tagebaulandschaft in Norddeutschland, ein Bergrücken in Island, die Eisberge vor der Küste Patagoniens oder der Himmel über uns, Magdalena Jetelova erobert ihr Material mit naturwissenschaftlicher Ernsthaftigkeit, erfinderischem Einfallsreichtum und subversivem Humor. Der Kurator Pavel Zelechovsky stellt die Künstlerin und ihr neues Projekt »Pacific Ring of Fire« (Patagonien/Chile 2018) vor.

Do, 6.12.

SZENISCHE LESUNG
»DER TORPEDOKÄFER«

Literaturhaus, Saal | 20.00 | Salvatorplatz 1
Tickets: www.literaturhaus-muenchen.de

Corinna Harfouch und Wolfgang Krause-Zwieback lesen aus Franz Jungs Autobiografie. Um nach Russland zu gelangen, kaperte Franz Jung (1888–1963) 1921 ein Schiff. Wegen Schiffsraubs auf hoher See gesucht, wurde er aus Holland in die Sowjetunion abgeschoben. Dort baute er eine Streichholz-

fabrik auf, so erfolgreich, dass die UdSSR sie an einen schwedischen Konzern verkaufen konnte. Jung war Börsenfachmann und Bohemien, eine schillernde und bis heute inspirierende Figur.

Mo, 10.12.

**MUSIK | ERNST MOLDEN UND
DAS FRAUENORCHESTER**

Lustspielhaus | 20.00, Einlass 18.00 | Occamstr. 8
www.lustspielhaus.de

Ernst Moldens poetische Songs sind seit Jahren eine Freude für Musikliebhaber aller Generationen. Nach München kommt er mit dem brandneuen Album »Konzert« und zwei langjährigen musikalischen Partnerinnen: Sibylle Kefer und Marlene Lacherstorfer. Seit letztem Jahr ebenfalls mit an Bord: die begnadete Schlagzeugin Maria Petrova. Für Willi Resetarits (aka Ostbahn-Kurti) ist Molden schlicht »der beste Singer-Songwriter auf Gottes Erden«. Dem darf man ruhig glauben.

Di, 11.12.

FILM, MUSIK, GESPRÄCH
JEWISH CHAMBER ORCHESTRA:
»NACHT UND NEBEL«

Jüdisches Zentrum, Hubert-Burda-Saal | 19.00
Tickets: <https://www.jcom.de/konzerte/>

Alain Resnais schuf 1955/56 mit »Nacht und Nebel« die erste Dokumentation über das Geschehen in den Konzentrationslagern. Die Bilder verbinden sich mit Hanns Eislers Musik und Texten von Holocaustüberlebenden. Das JCOM spielt live die Musik zum Film, die Texte liest Janus Torp. Vor dem Film spricht Daniel Grossmann, Leiter des JCOM, mit der Zeitzeugin Eva Umlauf.

Di, 11.12.

MUSIK
JAZZ+: PHOSPHOROS ENSEMBLE:
CHRISTIAN MORGENSTERN

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1b
Tickets: Abendkasse | www.jazz-plus.de
www.meinradkneer.eu

Der Berliner Kontrabassist und Komponist Meinrad Kneer hat das Werk Christian Morgensterns (1871–1914) vertont. Text und Musik, Komposition, Improvisation und Rezitation greifen ineinander und verweben sich zu einem neuen Ganzen. Mit Almut Kühne (voc), Uli Pleßmann (rez), Frank Gratkowski (cl), Kathrin Pechlof (harp) und Meinrad Kneer (b).

Do, 13.12.

GESPRÄCH
»TAKE BACK CONTROL«

Evangelische Stadtakademie | 19.00 | Anmel-
dung: info@evstادتakademie.de, Tel. 089 5490270

In der Reihe »Die Zukunft der Demokratie« diskutieren Uwe Jean Heuser (Leiter des Wirtschaftsressorts der ZEIT) und Cornelia Kopetsch (Soziologin) die Dynamik zerbrechender Gesellschaften. »Ohne eine Wirtschaft, die Spaltung überwindet, statt sie zu stärken, fehlt der liberalen Demokratie die Grundlage«, sagt Jean Heuser. Moderation: Jutta Höcht-Stöhr (Leiterin der Evangelischen Stadtakademie München).

So, 16.12.

**LESUNG MIT MUSIK | LUDWIG
THOMA: »DIE HEILIGE NACHT«**

Mohr-Villa, Gewölbesaal | 16.00 | Situlistr. 75
Tickets: Tageskasse | www.mohr-villa.de

Die Vorweihnachtszeit ohne Weihnachtsgeschichte? Kaum denkbar, und trotzdem geht gerade sie in der allgemeinen Dezember-Raserei meist unter. Heute kann man sich in die »Heilige Nacht« hineinbringen lassen: Elfriede Buchberger erzählt die Geschichte von Maria und Josef und dem Kind, von

Ochs und Esel, wie sie Ludwig Thoma 1917 als Versepos aufgeschrieben hat, in dem die Heilige Nacht im bäuerlichen bayerischen Alltag stattfindet. Die Gesangspassagen trägt der »Zwoaxang Christl und Hans« bei.

So, 16.12.

MUSIK | »WIE ES WAR IM ANFANG«

St. Josef | 16.00 | Luise-Kiesselbach-Platz 2
Eintritt frei

Am dritten Advent singt der via-nova-chor selten aufgeführte a-capella-Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Aaron Copland, Francis Poulenc, Michał Ziolkowski und Michael Edgerton. Alle Stücke auf dem Programm stehen im Zeichen des Beginns, von der Schöpfungsgeschichte über die Geburt von Jesus und den Beginn des neuen Kirchenjahres bis hin zur Keimzelle des Chorals.

Di, 18.12.

MUSIK | PAT APPLETON QUINTETT

Bürgerhaus Pullach
20.00 | Heilmannstr. 2, 82049 Pullach
Tickets: www.buergerhaus-pullach.de
am 19.12. auch im Veranstaltungsforum Fürstenfeld | www.fuerstenfeld.de

Pat Appleton, Sängerin mit deutsch-liberianischen Wurzeln und Mitglied der Kultband De-Phazz, spielt mit ihrer Berliner Band ihr drittes eigenes Album »A Higher Desire«. Das beeindruckt nicht nur mit Groove, sondern auch mit unbequemen Texten, die sie stimmgewaltig in Begleitung von Olaf Casimir (b), Sebastian Weiß (p), Martin Auer (tr) und Michael Kersting (dr) präsentiert.

Fr. 21.12. bis So, 3.2.

**MUSIKTHEATER | MÜNCHENS
KLEINSTES OPERNHAUS:
»LUIA MILLER«**

Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1
Tickets und Termine: www.pasinger-fabrik.com

Die Liebe der bürgerlichen Luisa Miller zum Adelssohn Rodolfo findet ein tragisches Ende, kaum dass sie begonnen hat. Ihre Väter haben kein Interesse am Glück der Kinder, und schlimme Intrigen treiben Rodolfo dazu, sich und seine Geliebte zu vergiften. Verdis Oper wird wegen ihrer Komplexität heute selten gespielt. Umso schöner, dass Münchens Kleinstes Opernhaus sich dieses Stoffs nach »Kabale und Liebe« von Friedrich Schiller annimmt.

Sa, 23.12.

FAMILIENPROGRAMM
»PINOCCHIO«

Bürgerhaus Unterschleißheim | 17.00 | Rat-
hausplatz 1, 85716 Unterschleißheim | Tickets:
www.forum-unterschleissheim.de | ab 5 Jahren

Lügen haben kurze Beine, aber lange Nasen: Die Kleine Oper Bad Homburg hat aus Pinocchio Abenteuer ein Musical gemacht. Der alte Holzschnitzer Geppetto, die blaue Fee, die Bösewichte Fuchs und Kater, der Leiter der Tanztruppe, der Bauer und ein kleiner Kobold singen und tanzen zu mitreißender Musik und machen aus Goldonis Geschichte ein musikalisches Panorama, das man auf dem Heimweg weitersummen wird. Dieses Jahr wird an Weihnachten nicht gelogen!

So, 24.12.

**MUSIK | FESTLICHE MUSIK
ZUM HEILIGEN ABEND**

Gasteig, Philharmonie | 16.00 | Tickets:
www.muenchenticket.de | www.gasteig.de

Das Weihnachtskonzert im Gasteig am Nachmittag des Heiligen Abends hat seit über 25 Jahren Tradition. Lassen Sie die anderen den Tisch decken und den Kartoffelsalat nachwürzen und nehmen Sie sich die Zeit, um noch eine gute Stunde lang auszumatmen. Unter Leitung von Hansjörg Albrecht gestalten die

Mezzosopranistin Okka von der Damerau, der Solotrompeter der Münchner Philharmoniker Guido Segers, der weltweit renommierte Organist Edgar Krapp und Sänger Münchner Chöre das Programm mit Werken von Johann Sebastian Bach, Max Reger, Richard Wagner, Morten Lauridsen, Karl Riedel u. a. Moderation: Anouschka Horn. Nach dem Konzert sind Sie gewappnet für die nächsten 72 Stunden!

Fr, 28.12.

MUSIKTHEATER | »STILLHANG«

Tiroler Festspiele, Festspielhaus
Mühlgraben 56a, 6343 Erl, Österreich | 18.00
Tickets: www.tiroler-festspiele.at

Ausflug Nr. 1: Nachdem die Weihnachtstage überstanden sind, empfiehlt sich Luftholen in Tirol: Liesl Karlstadt, Partnerin von Karl Valentin, verbrachte als »Obergefreiter Gustl« in einer Tiroler Gebirgsjägerin von 1941 bis 1943 »die schönste Zeit ihres Lebens«. Eine 50-jährige Frau am Tiefpunkt ihres Lebens zwischen lauter Rekruten, eine Selbstmörderin zwischen Himmel und Erde. Mal spielte sie den Vater, mal die stillende Mutter für die 19-Jährigen. Der junge Tiroler Komponist Christian Spitzenstaetter schuf aus dieser wahren Begebenheit einen tragikomischen Bilderbogen voller Poesie und musikalischer Eloquenz. Das Libretto stammt von Klaus Ortner, der auch Regie führt.

Sa, 29.12.

**MUSIKTHEATER | OPER STUTT-
GART: »IL BARBIERE DI SIVIGLIA«**

Staatoper Stuttgart | 14.00
Oberer Schloßgarten 6, 70173 Stuttgart
Tickets: www.oper-stuttgart.de

Ausflug Nr. 2: Tapetenwechsel vor dem Jahreswechsel: Vormittags mit der Bahn nach Stuttgart, gleich ein Abstecher in die einzigartige Schlossparfümerie, ein leichtes Mittagmahl im Brauhaus und dann rasch hinüber ins ehrwürdige Opernhaus, wo mit leichter Hand in einem erstaunlichen orangefarbenen Bühnenbild mit grandiosen Sängern und Sängerinnen Rossinis Geschichte vom Friseur dargebracht wird. Herrlich! Danach noch ein Stück Torte und ab in den Zug, der uns entspannt nach München zurückbringt.

bis Sa, 29.12.

**AUSSTELLUNG | »WEIHNACHTS-
TRÄUME – WUNSCHZETTEL«**

Galerie Handwerk | Di, Mi, Fr 10.00–18.00,
Do 10.00–20.00, Sa 10.00–13.00 | Max-Joseph-Str. 4,
Eingang Ottostr. | <http://hwk-muenchen.de>

40 Kunsthandwerker aus Deutschland, Großbritannien, Tschechien, Polen und Frankreich fangen mit fantasievollen Figuren und Gruppen, Szenen und Einzelbildern aus vielfältigen Materialien Kindheitsereignisse, freudige Augenblicke ganz persönlicher Art und den Zauber der Weihnachtszeit ein. Manche davon darf man sogar mit nach Hause nehmen.

bis Mo, 31.12.

**FILM | EDGAR REITZ – DIE GROSSE
WERKSCHAU**

Kino Breitwand | Wittelsbacherstr. 10,
82319 Starnberg | Infos zum Programm:
www.breitwand.com

Noch bis Jahresende zeigt das Kino Breitwand jeweils mittwochs und sonntags die große Edgar-Reitz-Werkschau. Zu sehen sind die »Heimat«-Trilogie und »Die andere Heimat« sowie Kurzfilme und die »Geschichten vom Kübelkind«, die in diesem Jahr auf der Berlinale 2018 in rekonstruierter Fassung gezeigt wurden, begleitet vom neuen Dokumentarfilm »Der Film verlässt das Kino« von Robert Fischer, der ebenfalls in Starnberg zu sehen ist. An einigen Abenden ist Edgar Reitz vor Ort und begleitet das jeweilige Programm.